

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des Deutschen Südostens

14. Jahrgang

August 1937

Nummer 8

Welche Macht hat ein Recht und die Kraft, den Lebensweg eines Volkes zu hemmen, das in seinem Liede nichts anderes als nur sich selber sucht: ein starkes Reich, ein stolzes Volk, so groß und so erhaben, daß es nunmehr wieder jeder Deutsche freudig bekennen kann: Ich bin ein Deutscher, und ich bin stolz darauf, es zu sein!

(Aus der Führerrede

anlässlich des 12. Deutschen Sängerbundesfestes zu Breslau)

Das 12. Deutsche Sängerbundesfest in Breslau

In Breslau, der Hauptstadt des deutschen Ostens, hat das 12. Deutsche Sängerbundesfest stattgefunden. Im Glanze der festlichen Stadt spiegelte sich das älteste Kulturgut unseres Volkes, das deutsche Lied.

Tausende waren aus der ganzen Welt herbeigeeilt zum Fest des deutschen Liedes. Tausende sahen den Führer, zogen jubelnd an ihm vorbei, horsten voll Begeisterung seine Worte und standen für Stunden im Banne seiner Persönlichkeit. Sie alle werden das totale Erlebnis des neuen Deutschland mit sich nehmen in ihre ferne Heimat, sie haben den neuen Geist der Heimat gespürt, sie haben den deutschen Aufbau gesehen und Auge in Auge vor jenem Mann gestanden, der voll Stolz sagen kann, daß 68 Millionen durch seinen Mund sprechen. Er hat dem Fest die letzte Weihe gegeben.

Es mag ein Symbol des neuen Deutschland sein, dies Sängerbundesfest im deutschen Osten. Zu einem Zeitpunkt, wo die Welt in Waffen starrt, wo ein Volk mißtrauisch auf die kleinsten Bewegungen seiner Nachbarn starrt, zu diesem Zeitpunkt schart sich deutsches Volk aus allen Gauen des Reiches, aus allen Nachbarländern, aus allen Gegenden der Welt, wo deutsche Zunge erklingt, an einem der vorgeschobenen Posten unseres Reiches zu einer Kundgebung von einem Ausmaße, wie sie diese Stadt noch nie gesehen. Die Kundgebung gilt aber nicht einem krankhaften Chauvinismus, nicht Haß gegen andere Nationen führt hier das Volk zusammen, so wie es vielleicht die Grenzlandkundgebungen in anderen Ländern tun; nein, wie einst die deutschen Kolonisten, die ihren Ritt nach Osten begannen, nicht um unfruchtbare Kriege zu führen, sondern um deutsche Kultur ins Land zu bringen, so sind jetzt Deutsche aus allen Ländern der Welt nach der hohen Stadt im Osten gezogen zur Feier des deutschen Liedes.

Dies 12. Deutsche Sängerbundesfest unterscheidet sich von seinen Vorgängern. Die Entwicklung der letzten Jahre ist nicht spurlos am deutschen Lied vorbeigegangen, sie hat ihm neues Leben, neuen Auftrieb gegeben. Das deutsche Volk hatte aufgehört zu singen, das Lied, das die Straße beherrschte, hatte meist wenig mit Gesang, dafür aber viel mit den Schlagzeilen irgendwelcher Hetzblatter zu tun. Die seelenlose Propaganda des Marxismus war im Begriff, durch ihre hämischen Angriffe das deutsche Lied vom Leben zu trennen, es hinter geschlossene Türen und in Konzertsäle zu bannen, wo es ein kümmerliches Leben fristen sollte. Das Lied verbindet die Menschen untereinander, weil es nicht aus Klassen und Ständen gewachsen ist, sondern weil es entstand aus dem Empfinden von Menschen gleichen Blutes. Diesem verbindenden

Geist des deutschen Liedes, der den Haß der Menschen mit einem Zuge fortwischt, galt der Kampf des Marxismus. Das deutsche Lied wurde verdrängt durch Hefegesänge, die schon dadurch sich von den Liedern trennten, daß sie dort Zwiespalt säten, wo das Lied einigte. Das deutsche Lied wagte sich kaum oder nur noch schüchtern hervor, es schien, als sei es im Absterben begriffen. Und doch lagen gerade in jener Zeit die Wurzeln für die große neue Blüte des deutschen Liedes. Sie lagen im Kampflied, oder mehr noch in dem Geiste, aus dem das Kampflied entstand, dem Geiste, der verbinden wollte, verbinden zur Kampfgemeinschaft, der nicht Haß und Zwietracht säen wollte zwischen die Glieder des gleichen Volkes.

Unsere Jugend singt wieder, nicht nur das neue, auch das alte deutsche Lied hat ihre Herzen wieder erobert. Der Deutsche Sängerbund hat bei dieser neuen Blüte des deutschen Liedes nicht abseits gestanden. Durch 75 Jahre hat er nunmehr das Gut des deutschen Liedes gehütet, und so steht er heute da als der Wahrer des alten deutschen Liedes und sein Vermittler zu dem neuen deutschen Lied, das täglich neuer und reicher vor uns ersteht. Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus ruft das deutsche Lied. Gerade im Ausland, wo sich Deutsche begegnen, ist es ein starkes Band, das unsere deutschen Volksgenossen umschlingt, ein Stück der Heimat, das ihnen keiner nehmen kann. So war auch das Sängerbundesfest in Breslau ein Symbol des neuen Geistes, der nicht an Grenzpfähle gebunden ist, sondern der alle Menschen gleichen Blutes zusammenkettet, und der bis in die letzte entfernteste Hütte, in der ein deutsches Wort erschallt, die Grundelemente seines Seins hintragen will: „Friede und Freude!“ R.



„Niemand denkt heute daran, den Deutschen Osten aufzugeben“

Anlässlich der Übergabe des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Breslau am 1. August 1937 hielt Reichsminister Dr. Goebbels eine Rede im Remter des Breslauer Rathauses, die die hervorragende Stellung des deutschen Ostens im neuen Deutschen Reich mit kurzen Worten umriß. Dr. Goebbels führte aus:

„Es hat eine Zeit gegeben, da im übrigen Deutschland der deutsche Osten als ein zwar notwendiges, aber als ein Übel angesehen wurde. Hatte sich ein Beamter etwas zuschulden kommen lassen, so wurde er in den Osten versetzt. Das Wort „Provinz“ hatte im deutschen Sprachschatz einen üblen Klang. Und es konnte deshalb auch nicht wundernehmen, daß die Einwohner der Provinz und vor allem die Bevölkerung des deutschen Ostens sich manchmal vom Reich ganz verlassen fühlten.

Nichts aber war ungerechter als das. Denn wenn die großen Stürme über unser Land brausten, dann zeigte der deutsche Osten stets, was er für die Nation bedeutet. Der Osten ist für Deutschland nicht nur das größte Soldaten-, sondern auch das größte Talent-Reservoir gewesen. Es gibt kein Gebiet unseres öffentlichen Lebens, das nicht zu allen Zeiten auf das stärkste vom deutschen Osten befruchtet worden wäre. Es gibt kein großes Ereignis in unserer preußischen oder deutschen Geschichte, das nicht maßgebend vom deutschen Osten mit beeinflusst wurde. Wir können uns Friedrich den Großen und seine Idee ohne Schlesien nicht denken. Was wäre die preußische Erhebung ohne Breslau? Wie könnten wir uns eine Bismarcksche Einigung des Reiches ohne den Osten, wie könnten wir uns einen Weltkrieg ohne schlesische oder ostpreußische Soldaten vorstellen?

Und in der Gegenwart? Wie wäre die nationalsozialistische Revolution ohne den aktiven und revolutionären Beitrag des deutschen Ostens, der großen schlesischen Südoostprovinz und ihrer Hauptstadt möglich gewesen?

Ich spreche diese Worte nicht vom grünen Tisch aus; ich selbst bin in den Kampffahren oftmals in dieser Stadt und in zahllosen Orten dieser schönen Provinz gewesen und habe dort geredet.

Ich habe damals feststellen können, daß es zwar für uns schwer war, die Bevölkerung dieses Gaues und dieser Provinz für die nationalsozialistische Bewegung zu gewinnen; marschierten aber diese Soldatenkinder erst einmal in unseren Reihen, dann bildeten sie die einsatzbereitesten Formationen der Revolution; deshalb, glaube ich, hat der nationalsozialistische Staat sich um

den Osten und um diese Provinz das größte Verdienst dadurch erworben, daß er ihnen das Gefühl der nationalen Verlassenheit genommen, daß er das Schwergewicht des Reiches weithin in den Osten verlagert hat und daß er nicht auf dem Standpunkte steht, alles müsse ausschließlich in Berlin gemacht werden. Der Nationalsozialismus hat die unantastbare Einheit des Reiches wiederhergestellt, aber auch dafür Sorge getragen, daß innerhalb der Einheit des Reiches sich nun die tausendfältige Vielgestaltigkeit unseres Volkstums und unseres nationalen Lebens entwickeln kann.

Deshalb habe ich es aus vollem Herzen begrüßt, daß das erste große Deutsche Sängerbundesfest im neuen Reich in Breslau stattfindet. Ich weiß, wie schwer diese Stadt noch mit den Widrigkeiten einer vergangenen Zeit zu kämpfen hat und wie ungünstig gerade hier die Vorbedingungen sind, um diese Widrigkeiten allmählich zu überwinden. Ich weiß, daß sie überhaupt nicht überwunden werden könnten, wenn die Bevölkerung dieser Stadt und dieses Gau'es nicht das Gefühl hätten, zu einem der wertvollsten Bestandteile des Reiches zu gehören. Niemand denkt heute daran, den deutschen Osten aufzugeben. Wir fühlen uns alle als Kinder eines gemeinsamen Vaterlandes. Wir alle schauen wieder voll innerer Verbundenheit auf diese schöne Provinz, die immer ein Reservoir unserer Soldaten und unserer großen Männer gewesen ist."





Der Siling



Hopfenlandschaft bei Nürnberg

Holzschritte von Bodo Zimmermann
Ausgestellt in der Deutschen Kunstausstellung München 1937

Schlesier in München

Schlesien, die große deutsche Kunstausstellung und die Entarteten

Von Hans Krause-Margraf

„Kunst ist eine erhabene und zum Fanatismus verpflichtende Mission.“ Dieses Führerwort steht über dem Eingang des Hauses der Deutschen Kunst in München.

Mission heißt Sendung, heißt Aufgabe und ist sinnvoll nur, wenn ein Ziel am Ende des gewiesenen Weges steht. Mit dieser Erkenntnis aber ist das Dogma des Pseudo-Aestheten, daß Kunst um der Kunst willen sei, daß der Künstler nur Verantwortung vor sich selber und seinem Genius trüge, mit eindeutiger Klarheit erledigt.

Dier Jahre sind in der kulturellen Entwicklung eines Volkes eine kleine Spanne. Es ist erstaunlich und es zeugt von der unbeirrbaren Stoßkraft der nationalsozialistischen Bewegung, wenn in dieser kurzen Zeit das deutsche Kunstschaffen von volksfremden Überwucherungen und unkünstlerischen Auswüchsen in einem Maße gesäubert wurde, daß man füglich wieder von einer deutschen Kunst sprechen darf, die nicht um ihrer selbst willen ist, die den Weg erkannte, den der Führer ihr wies, und die Aufgabe, die er ihr stellte.

In der Spannung der großen festlichen Kunsttage, unter dem überwältigenden Eindruck der tausenden Einzelheiten ist vielfach dieses Wesentliche übersehen worden: daß die „Große Deutsche Kunstausstellung 1937“ nicht wie die üblichen Ausstellungen eines liberalistischen individualistischen Zeitalters noch den hermetischen Abgrenzungen eines narzisstischen „Kreises“, einer oppositionellen „Sezession“, gemäß der juryfreien Willkür wilder Snobisten oder nach den überspitzten Differenzierungen intellektuellen Aesthetentums aufgebaut wurde, sondern nach der einfachen und klaren Forderung deutschen Kunst- und Kulturwillens: Zum ersten Male zeigt eine Ausstellung in großartiger Einheit und Geschlossenheit die besten und reifsten Werke des neuen Deutschlands. Sie straft Lügen alle die, die jenseits und diesseits der Reichsgrenzen in gehässiger Absicht oder Verblendung behaupten, dem neuen Reiche mangle Kunstsinne und Verständnis, es habe keine Künstler großen Namens; sie gibt uns Hoffnung und Gewißheit einer verheißungsvollen Zukunft.

Aber noch ein anderes vermittelt uns diese große und eine zweite, zur gleichen Zeit in München stattfindende Ausstellung. Sie geben uns gültige — wenn auch nicht schematisch, sondern mit Sorgfalt anzuwendende — Maßstäbe für die Beurteilung und die Ausrichtung des deutschen Kunstlebens und Kunstschaffens innerhalb der einzelnen Landschaften, sie klären Zweifel, beseitigen Unsicherheiten, sie enthüllen die „Vergessenen“, die, die in den vier

Jahren nichts anderes gelernt haben, als den Anschein zu erwecken, sie hätten etwas gelernt, und vor allem: sie erneuern und verstärken den Appell an die Verantwortlichen, auf der Hut zu sein, sich nicht von artistischen Fähigkeiten blenden, ihr Urteil nicht von nebensächlichen Dingen leiten zu lassen.

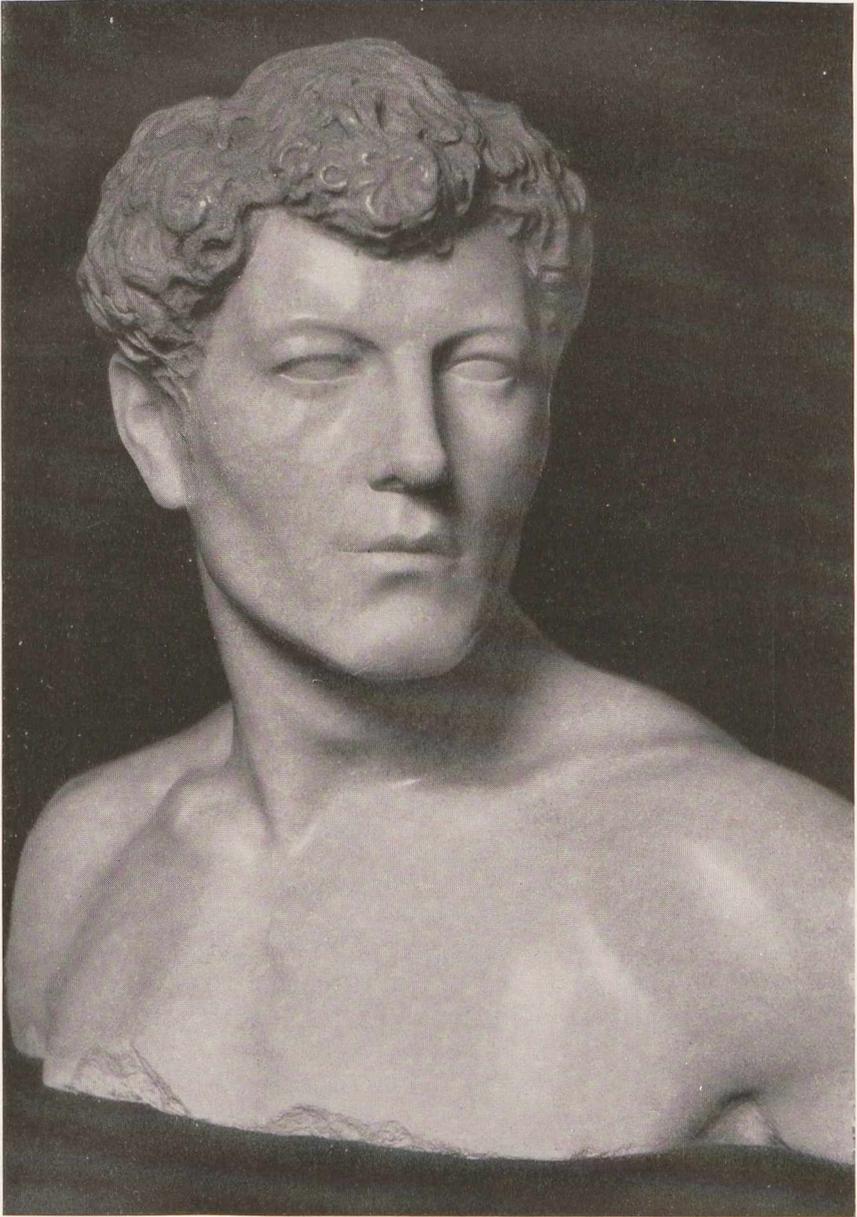
Zumal dann muß diese Forderung nachdrücklichst erhoben werden, wenn es gilt, Aufträge großen Ausmaßes, die noch nach Jahrzehnten, vielleicht nach Jahrhunderten Geltung und Bedeutung haben, zu vergeben, und dann, wenn es darauf ankommt, Lehrer und Erzieher zu bestellen, die heranwachsende deutsche Jungen und Mädels in den Tempel der deutschen Kunst führen sollen. Wenn ein Künstler den Kopf eines Kriegsblinden bildet, daraus eine Fratze unmenschlicher Häßlichkeit macht mit allen äußerlichen Merkmalen der Mikrozephalie und Schizophrenie, mit schwülstigen, wie in faunischer Wollust geöffneten Lippen, mit leeren, widerlich-abstoßenden Augenhöhlen und dann glaubt, das Heldische preußischen Soldatentums und zugleich die Tragik des Blindseins gestaltet zu haben, so ist das eine Kennzeichnung und Verurteilung nicht einmal so sehr seines Künstlertums als seiner inneren Haltung, seiner weltanschaulichen Gesinnung, seines Charakters.

Als Lehrer und Erzieher unserer deutschen Jugend aber brauchen wir Kierle, die nicht angekränkt sind von dekadentem, ästhetisierendem Intellektualismus, sondern die voll gesunder männlicher Kraft blutvolle Künstler sind und deren Gesinnung und Charakter auch über den leisesten Zweifel erhaben ist.

Dieses zu erkennen, hätte es eigentlich nicht der Ausstellung „Entartete Kunst“ zu bedürfen brauchen, und doch ist jede Lehre heilsam, weil sie die Bedingungen schafft, Fehler wieder gutzumachen, und die Garantie gibt, daß nur Männer mit verantwortungsvollen individuellen Aufgaben betraut werden, die auch in der Lage sind, ein der nationalsozialistischen Forderung standhaltendes Urteil zu fällen.

Daß in dieser Ausstellung der entarteten Kunst auch die Werke ehemaliger Breslauer Akademie-Größen, des gutmütigen und schwächlichen Zigeuners Otto Mueller, des orgiastisch-anspruchsvollen Oskar Moll und des artistischen Verfertigers sinnloser Konstruktionen, Molzahn, nicht fehlen, ist weniger als geschichtliche Reminiszenz zu werten denn als eine Mahnung und Aufforderung an jene, die in ihrem Innern und in ihren „Kreisen“ eine reservatio bewahrten, auf die sie sich zurückziehen, wenn sie dem bösen Nazi offiziell genug getan und nun aus „geknechtetem“ Herzen Abbitte leisten vor den entthronten, aber so heiß geliebten Göttern ihrer Schwabinger Jugend. Noch ist es zu früh, sie mit Namen zu nennen, ein Teil von ihnen wird doch noch den Weg auch innerlich finden, den er äußerlich beschritten, und um die, soweit ihre künstlerischen Anlagen Gutes verspricht, wäre es schade, würde man ihnen diesen Weg verlegen; und zweitens: sie richten wenig Schaden an, solange sie unter sich bleiben, solange man ihnen keine bedeutungsvollen Aufträge erteilt oder sie nicht zu Lehrern und Erziehern unserer Jugend bestellt.

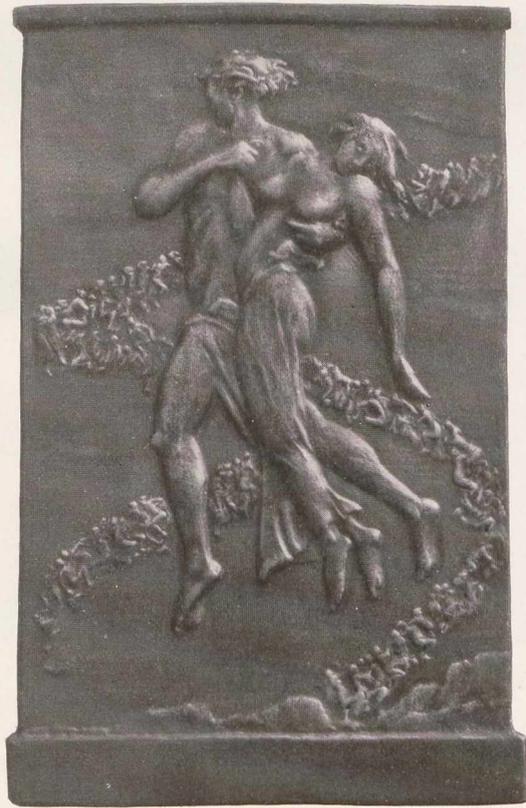
Die Münchener Lehre war hart, aber gerecht. Sie wird sich nicht wiederholen.



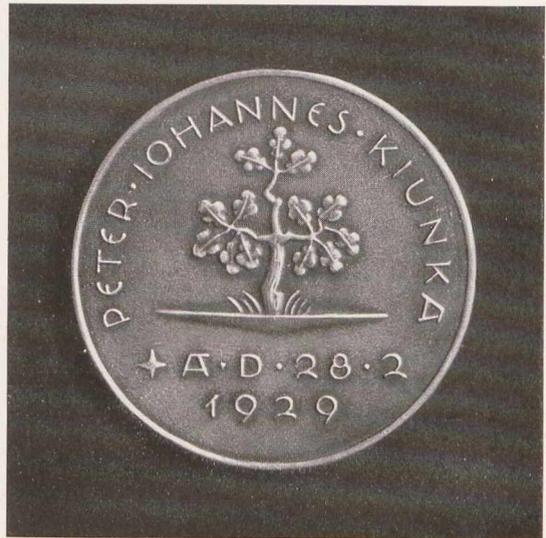
Schulz: Jünglingskopf in schlesischem Marmor



von Gofen: Arethufa

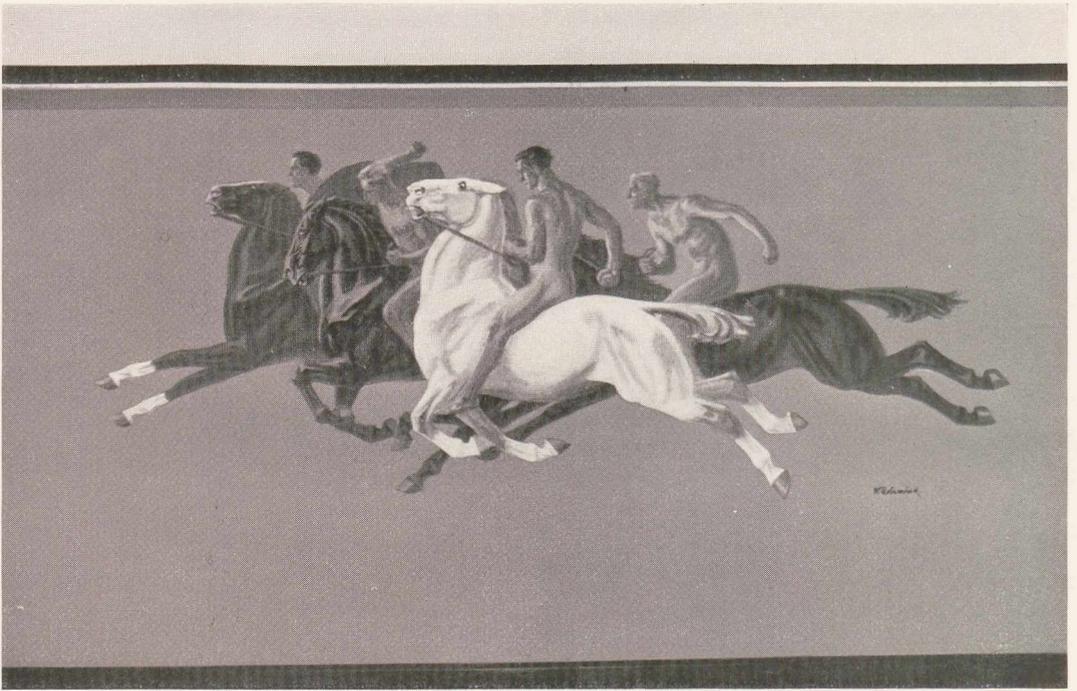


von Gofen: Franzeska und Paolo (Plakette in Silber)



Johannes Kiunka: Plaketten

Die wiedergegebenen Arbeiten von von Gofen, Schulz und Kiunka befinden sich zur Zeit auf der großen »Deutschen Kunstausstellung« in München



Ueberrück: Reiterfries im Führerzimmer zu Haffis

Aufn.: Popp



Ueberrück: Rückzug

Wilhelm Ueberrück

im schlesischen Volke

Von Dr. Johannes Neumann

In seinem Ringen um die eigene Seele, in seiner tiefsten Erforschung ateigenen Wesens und in der Befinnung auf seine geschichtliche Vergangenheit hat sich das deutsche Volk sein altes Kunstideal zurückerobert. Bei aller zugestandenen Freiheit künstlerischer Entfaltung und Freude am eigenen Kunstwerk sieht es den höchsten Wert jeglichen Schaffens erst dann erreicht, wenn es aus sich heraus die Kraft besitzt, im Volke einen lebendigen Widerhall zu erwecken.

Als wir neulich — wir alle waren Laien — im Ueberrückschen Atelier standen, war es uns klar, daß hier ein Künstler mit ganzer Seele, den Forderungen des Volkes entsprechend, schafft. Besonders wohltuend aber war die Feststellung — der Meister nannte uns die Geburtsstunde dieses und jenes Werkes —, daß Ueberrück dieser Verpflichtung von seinen frühesten Tagen an treu geblieben ist. Er ist es auch in jenen Jahren geblieben, als deutsche Künstler im Kampfe um die Reinerhaltung des alten Kunstideals immer wieder den Anwürfen trostlos Verirrter ausgesetzt waren. Tief im Volke verwurzelt, kannte er dessen Sehnen und Ringen und ist nun zum Mitgestalter der deutschen Volksseele geworden.

Wilhelm Ueberrück, an der Peripherie des alten Breslau geboren, besuchte zunächst die Volksschule und lernte sodann die Lithographie. Nach Besuch der Breslauer Kunstschule, wo er als eifriger Schüler und Verehrer Professor Kraemppers das sogenannte Künstlereinjährige machte und bereits als Zwanzigjähriger siegreich aus einer Konkurrenz hervorging, nahm er seinen Weg nach Dresden in die Schule der Professoren Banker und Gußmann. Neben seiner weiteren Ausbildung entstanden bereits hier große dekorative Arbeiten, unter anderem für die bekannte Architektenfirma Lössow & Kühne. Mitten in sein Schaffen fiel der Krieg. Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienste 1917 bezog Ueberrück noch einmal die Dresdner Kunstakademie, wo er bei Hegenbarth studierte und dadurch mit dessen Schwiegervater, dem bekannten Tiermaler Jügel, in persönliche Berührung kam. Dieser Meister weckte in ihm die längst schon vorhandene Neigung zur Tiermalerei. Studienreisen nach dem Westen und Norden des Vaterlandes blieben nicht ohne größeren Einfluß auf seine Landschaftsmalerei. Seine stärkste Befruchtung erhielt sein Kunstschaffen aus der eingehenden Beobachtung des bäuerlichen Lebens. Mensch und Tier im Dienste der eigenen Scholle ist das beliebteste Thema seiner Studien. Schon früh mit dem Leben des Landmannes vertraut, indem der junge Ueberrück gelegentlich selbst mitschaffte, hat er zahlreiche Bilder aus dem deutschen, auch schlesischen Bauernleben gemalt. Galt seine besondere Liebe

auch immer wieder der Kraftgestalt des deutschen Kaltblutpferdes, eine Neigung, die ihn mit den besten Erfolgen als Pferdemaier in ganz Deutschland bekannt machte, so standen diese Studien doch niemals einsam und leer im Raum, sondern fügten sich geschickt in ein größeres Thema ein: Bald ist es der pflügende Bauer, wie das „Dreigespann im Pflug“, das sich im Besitz des Reichsernährungsministers befindet, oder das an Kraft und Bewegung noch stärkere „Sechsgespann“. Bald ist es das Reiterbild „Vorwärts und aufwärts“, das als Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Glaubens mit den stärksten Eindruck hinterläßt, ebenso der „Titanenkampf“ mit stark mythologisch-symbolischem Charakter oder die in ihrer so großen Lebendigkeit wirkende „Fahrende Artillerie“, die als „Wehrstand“ mit ihrem Gegenstück „Nährstand“, beides Wandmalereien im Oswitzer Arbeitsdienstlager, einem zeitgenössischen Thema entspricht. Dem Kenner und künstlerischen Gestalter deutschen Bauerntums wurde 1934 vom Reichsminister Darré der Auftrag zuteil, einen Zyklus „Nordgermanisches Bauerntum im Kampfe um Blut und Boden“ zu malen. Ihm folgte ein Auftrag der Stabsleitung Berlin für Sportbilder. Schon im Jahre 1923 lieferte Ueberrück bei der Jahreschau deutscher Arbeit in Dresden sechs gelungene Kartons von Sportdarstellungen für die Empfangshalle.

Nicht nur Pferde, Bauern, Soldaten und Sportsgestalten malte unser schlesischer Künstler, sondern auch Menschen der Industrie, die mit fast stählernen Leibern den Reigen mühevoller deutscher Arbeit schließen. So hatte er neben anderen Industriebildern eine Mappe von sechs Blättern aus dem Stahlwerk Riesa anlässlich des 200jährigen Bestehens der Lauchhammerwerke, jetzt Mitteldeutsche Stahlwerke, fertiggestellt. Diesem Kunstwerk verdankte er sein Bekanntwerden auch in Industriekreisen.

Wir Schlesier wurden auf Ueberrück nach seiner Rückkehr aus Mitteldeutschland durch die Ausmalung der Schupokaserne und Sporthalle in Waldenburg sowie durch seine Arbeiten im Jugendhof Haffitz besonders aufmerksam. Sollte doch der Maler, dessen Name im Reich auf zahlreichen Ausstellungen und in einer Fülle von Kunstbetrachtungen bereits zum Begriff geprägt worden ist, fortan seiner Heimat gehören. Mehr als mancher andere ist er ja ihr getreuester Sohn. Eine stille, frohe Natur, hat er mit der ganzen Zähigkeit und Ausdauer des schlesischen Menschen seine Kunst so aufgefaßt, wie sie uns in Wirklichkeit auch erscheint: Rein, ehrlich und deutsch. Aus einem reichen inneren Erleben, ohne das jedes Kunstwerk zur bloßen Kopie herabsinkt, hat er in harter Konzentrierung seinem Schaffen bestimmte Gesetze vorgeschrieben. So will er nicht nur Maler, sondern auch Gestalter sein.

Ueberrück hat längst seine Anerkennung außerhalb Schlesiens gefunden, aber auch die Menschen seiner Heimat wissen seine Kunst zu schätzen.



Der Film vom Dignitätswort

Eine Erwiderung auf den Aufsatz Mathias Wiemanns in der
Schlesischen Hochschulzeitung

I.

Am Abend können wir in allen größeren Städten das gleiche Bild beobachten. Die Hauptstraße hinunter und hinauf strömt die Menge der Entspannung und Erholung suchenden Menschen. Eine kleinere Anzahl von ihnen begibt sich in die Stätten der sog. höheren Genüsse, in Konzert, Theater und Vorträge. Die weitaus meisten aber nehmen Lokale und Lichtspieltheater auf. In der neutralen Dunkelheit der Kinos sitzen sie, endlich aller Verpflichtungen und Sorgen ledig und lassen sich nun, mehr oder weniger anspruchsvoll, zwei Stunden lang in Gefühlsregionen versetzen, die ihnen während des hastenden Alltages fremd und zeitraubend sind. Die Wirkung des Films ist unzweifelhaft eine sehr starke und ist zweifellos während der letzten 10, 15 Jahre immer stärker und breiter geworden. Der Vergleich mit dem Theater verdeutlicht das. Ein gutes Schauspiel braucht Jahre, ja Jahrzehnte, um sich völlig durchzusetzen. Es wird an wenigen Theatern aufgeführt, verschwindet lange Zeit wieder vom Spielplan, erscheint zum zweiten, vielleicht zum dritten Male, ehe es sich die Bühne wirklich erobert, um dann, immer vorausgesetzt, daß es wirklich bleibenden Wert besitzt, zum unveräußerlichen Repertoire der Bühnen zu gehören. Ein guter Film setzt sich, man möchte fast sagen, schlagartig durch, wird in so ziemlich allen Groß- und Kleinstädten zur gleichen Zeit in mehreren Lichtspielhäusern gespielt und ist nach einigen Monaten gänzlich vom Spielplan verschwunden, um nicht mehr in ihm zu erscheinen. Der Film tritt gleichsam akut, das Schauspiel mehr chronisch auf. Hier schnelle Breiten — da langsame Tiefenwirkung. Man könnte den Film in seiner Wirkung mit der Presse, mit der er auch sonst viel Gemeinsames besitzt, das Schauspiel mit dem wertvollen Buch vergleichen.

II.

Man hat schon oft, um zu einem Verständnis der Ziele, Aufgaben und inneren Struktur des Films zu gelangen, diesen in seinem Verhältnis zum Theater betrachtet. Auch der bekannte Staatschauspieler Mathias Wiemann entwickelt aus solchen Gesichtspunkten die Stellung des Films in einem Aufsatz „Der Film an der Grenze des Erreichbaren?“, erschienen in der NS. Schlesischen Hochschulzeitung 1937 Nr. 3. Wir wissen von dem Künstler Wiemann, daß er Rollen ablehnt, die ihm künstlerisch nicht tragbar erscheinen, daß er sich um die Schaffung von wertvollen, anständigen und ehrlichen Filmen hohe Verdienste

erworben hat, daß daher seine Ausführungen größtes Interesse verdienen. Der Film ist in Deutschland in eine neue Entwicklungsphase getreten und dank der Initiative von Dr. Goebbels nicht nur mehr ein bedeutamer Industriefaktor, sondern neben der Presse und dem Funk das vielleicht wichtigste propagandistische und kulturelle Instrument. Der Film ist jung, sehr jung, gemessen an der Tradition des Theaters, und seine stürmische Entwicklung hat viele Fragen unbeantwortet gelassen und Probleme gestellt, die Wiemann klarlegt und zu beantworten versucht. Sein Aufsatz fordert wohl bewußt eine Diskussion heraus und wendet sich deswegen auch besonders an die Jugend. Wiemann stellte also am Beginn Theater und Film gegenüber. Das Theater biete einen musealen Genuß, und die Zeiten, da eine Theatervorstellung eine Revolution auslösen konnte, seien längst vorbei. Die lebendige Wirkung sei beim Film eine viel stärkere und auf sie käme es an, nicht auf Kunst. Es ist wohl richtig, daß dem Theater zur Zeit die umfassende, breite lebendige Wirkung des Films fehlt, und daß deswegen das Schauspiel ein wenig ins Hintertreffen geraten ist. Falsch aber ist die Trennung von lebendiger Wirkung und Kunst. Ohne diese Lebendigkeit, welche die Menschen packt und in Bann zieht, ist kein wahrhaftes Kunstwerk. Die Ismen waren blasse Konstruktionen, deshalb unlebendig und zur Wirkungslosigkeit verdammt. Wir haben übrigens in letzter Zeit Theateraufführungen erlebt, darunter auch von Klassikern, die durchaus nicht museal anmuteten, wo man nicht den Eindruck hatte, daß die Besucher nur aus Pietät sitzen blieben.

Der Unterschied liegt auf einem anderen Gebiet. Der Film besitzt eine andere Gesetzmäßigkeit, die man zum Teil aus den anderen Mitteln erklären kann, auf die er angewiesen ist. Wiemann nimmt in seinem Aufsatz auch gegen den Film „San Francisco“ Stellung. Wir freuen uns ehrlich darüber, daß dies endlich einmal von so sachkundiger Seite erfolgt ist, denn bisher konnte man in der Presse teilweise Lobeshymnen lesen, die einen Glauben machen konnten, daß dieser verlogene und haltungslos so unwahre Film ein Meisterwerk sei, dem Deutschland nichts an die Seite zu setzen habe.

Eines aber, und das anerkennt auch Wiemann, hat der Regisseur dieses Films verstanden: nämlich die Mittel, durch die ein Film überhaupt erst Wirkung erzielen kann, bis zum letzten auszunützen. Wiemann schreibt: „Ich weiß, es spielen herrliche Schauspieler darin, und sie spielen mit großartiger Natürlichkeit. Ich weiß, die Darstellung des Erdbebens selber ist ein Meisterwerk der Montage.“ Die Erdbebenkatastrophe war so natürlich „gemacht“, daß sich die Kinobesucher unbewußt an den Stühlen festklammerten, weil alles unterzugehen schien. Die Brutalität der Ereignisse, die Realistik der Tatsachen kann im Film so eindringlich und unübertrefflich dargestellt werden, wie sonst nirgends. Wenn wir da an das Theater denken, so kommen uns die Verwandlungen, die ganze Illusionstechnik reichlich provinziell vor. Aber beim Theater sind dies ja nur Behelfe, die andeuten sollen, was geschieht. Die eigentlichen Mittel des Theaters sind nun mal nicht die Requisiten, sondern dramatische Handlung, entstehend aus den Charakteren der Mitwirkenden und das Wort. Sonst unterscheidet man: Das Theater wirkt direkt, der Film übertragen durch

die Leinwand. Hier kann man den Satz umkehren. Die Illusion auf der Leinwand ist eine vollkommene, auf der Bühne vollzieht sie sich erst in der Vorstellung des Publikums. Das zweite Mittel ist die unübertroffene Fülle der Möglichkeiten realistischer Darstellungskunst. Nirgendwo ist es möglich, das menschliche Antlitz so bis in die geheimsten Regungen hinein zu studieren, den Menschen das Letzte und Unwägbarste ausdrücken zu lassen wie im Film. Es ist daher auch kein Wunder, daß sich so viele große Schauspieler mit besonderer Liebe gerade dem Film widmen, was beklagt worden ist, aber zu Unrecht. Denn erst auf der Leinwand können sie ihre ganze Kunst entfalten. Der Staatspreisträger dieses Jahres ist daher mit Recht „Der Herrscher“, wohl eines der hervorragendsten Werke vollendeter Darstellungskunst aller Zeiten. Die Ursache dazu liegt, wie auch Wiemann sagt, darin, daß der Film sich auf der Fotografie aufbaut. Diesem Vorteil, die Welt so zu schildern wie sie ist, steht ein Nachteil gegenüber. Der Film, der Technik weit mehr verhaftet als das Theater, kann ohne die Realität der Ereignisse nicht auskommen. Würde ein Regisseur auf die Natur und die natürliche Darstellung verzichten und so eine Art Filmstilbühne einführen wollen, so würden die Kinos leer bleiben. Dem Theater ist die Technik Behelf. Es gibt Laienspiele, aber keine Film-laienspiele.

III.

Eines aber hat Wiemann rückhaltlos an den Pranger gestellt, was nicht oft genug getan werden kann. Den Primat des Geschäftsmannes in der Filmindustrie. Die Produktion wurde bisher vom Kaufmann bestimmt nach dem Grundsatz des Gelderfolges. Merkwürdigerweise vertraten diese Leute die Ansicht, daß man Geld nur durch kitschige, sentimentale, verlogene Filme verdienen könne, daß also unser deutsches Volk sentimental, verlogen und bar jeglichen Gefühls für echte Werte sei. Wiemann sagt ganz richtig: „Ich glaube einfach nicht an das Publikum und seinen Geschmack, ich glaube an das Volk und sein Herz . . . Und wenn ich hundert schlechte Filme vor ausverkauften Häusern laufen sehe, Filme, die der reinen Spekulation auf die Langeweile, auf die Gewöhnung, auf die Schwächen der Menschen entsprungen sind — ich weigere mich zu glauben, daß nur die Schwächen allen Menschen gemeinsam sind — ich weiß, daß es noch etwas Höheres, etwas Besseres gibt, das uns alle verbindet.“ Man muß eben an die Anständigkeit und Wahrheitsliebe der Menschen appellieren, und das Volk wird anständig und wahrheitsliebend sein, jedenfalls unser deutsches, das hat es in den letzten Jahren auf soundsoviel anderen Gebieten bewiesen. Gebt immer mehr wertvolle Filme und ihr werdet sehen, wie die Lichtspieltheater voll sein und diese kitschigen Happyendliebesfilme der Vergessenheit anheimfallen werden. Nun — der Kaufmann muß sich wohl oder übel mit der zweiten Position begnügen, das zeigt uns die Umgestaltung bei der Tobis und Ufa, wo es wohl auch so ein kleines Erdbeben a la San Francisco gegeben haben mag. Aber auch das Theater, das sich in seiner kulturellen Mission dem Film gegenüber so erhaben dünkt, beherbergt noch manche Vertreter mit einem „Geschäftsgewissen“, die nach außenhin sehr viel von kulturpolitischer Verpflichtung

reden, sich bei Verhandlungen, wo es darauf ankommt, diesen Willen unter Beweis zu stellen, auf ihr „Geschäftsgewissen“ zurückziehen. Das sei der Gerechtigkeit halber gesagt.

IV.

Wiemann meint, daß der Film die Ziele der Unterhaltung, der Zerstreuung, der Heiterkeit und des leichten Zaubers erreicht hat. Wir glauben sogar, daß es schon mehr erreicht hat. Nämlich das Gebiet des echten deutschen Humors. Wir denken hier an den Film „Wenn wir alle Engel wären“. Das ist gar nicht so leicht und ein Zeichen dafür, daß sich der Film Gefühlsphären erobert hat, die sehr hoch im Gradmesser der Kunst stehen. Unsere Theaterleiter suchen händeringend Lustspiele und Komödien. Wenn nur recht viele solcher Werke herauskommen möchten, dann würde schon dadurch der Film Vermittler großer Kunst sein. Damit würde man auch dem Volk im schönsten Sinne Entspannung geben. Entspannung und Erholung, diese so oft mißdeuteten Worte. Nur keine Ansprüche stellen, wenig Niveau, Albernheiten, so behaupten die Herrschaften, machen dem Volk Freude. Entspannung von dem Alltag, Erholung für den von Nahrungsorgen zermürbten Menschen bringt gute Kunst in weit höherem Maße als Plattheiten. Plattheiten ziehen herab, können dumpfes Vergessen hervorrufen, wirkliche Kunst aber macht leicht, frei, sie erhebt. Gewiß, wir sehen uns nach des Tages Last und Müh' gern einen leichten Film an; aber muß der denn auch leicht sein?

Wiemann betrachtet in seinem Aufsatz nur den Spielfilm. Will man aber der Gesamterscheinung Film gerecht werden, so darf man den Kulturfilm und die Wochenschau nicht vergessen. Sie sind eins der wichtigsten Mittel der Propaganda, Aufklärung und Volksbildung und noch sehr entwicklungsfähig. Außerdem gibt es Kulturfilme, die im künstlerischen Aufbau soundsoviel angepriesenen Durchschnittsfilmen haushoch überlegen sind. In den Wochenschauen befinden wir uns auf dem ureigensten Gebiet des Films, dem der Reportage. Reportage ist bestimmend noch im größten und stärksten Film. Wiemann erzählt von dem stärksten filmischen Eindruck seines Lebens „Das große weiße Schweigen“, in dem Filmstreifen von der Südpolexpedition Scotts zusammengestellt waren und zum Schluß nur noch stehende Bilder gezeigt wurden. Gerade dadurch war die Wucht der Ereignisse am stärksten. Die Wucht der Ereignisse wirken lassen, ohne Zutaten, einfach durch ihre einprägsame Bildkraft, die den Zuschauer um so mehr in Bann zieht, je weniger drum herum gedichtet wird, das ist die Stärke des Films. Und die Kunst des Ausschnitts, des Aufbaues, der Anordnung, ist das nicht auch Gestaltung. Im besten Sinne Reportage, das kann sich das Theater nicht erlauben, das ist Sache des Films. Gestreift sei noch die Frage, warum eigentlich so oft und mit so großem Erfolg Zeitungsromane verfilmt worden sind, und viel weniger Dramen. Wohl deshalb, weil der Zeitungsroman meist Reportage ist und schließlich auch nicht mehr sein soll. Um den dramatischen Gesetzen des Films auf die Spur zu kommen, sollte man also nicht dauernd den Blick auf das Drama, sondern mehr auf den Roman, die Erzählung richten, wie ja auch das Textbuch eines der besten Filme aus der Novelle Friesennot entstanden ist.

Stellen wir nunmehr die Frage nach den Grenzen, so können wir mit Bestimmtheit feststellen, was wir ablehnen, nämlich den Kitsch. Er soll in Deutschland nirgends ein Naturschutzgebiet besitzen. Weiterhin haben wir aus der Entwicklung des Films gelernt. Er hat, trotz seines jugendlichen Alters doch schon eine ganze Menge Kinderkrankheiten durchgemacht. Wir brauchen uns nur einmal das „Panoptikum“ der ersten Bildstreifen anzusehen, um herzlichst wie über längst überwundene Dummheiten zu lachen. Auch Grenzen gegenüber anderen Kunstgebieten werden sichtbar. Verfilmte Opern und veroperete Filme, in denen einem jede schöne Landschaft durch möglichst unpassende Arien oder völlig beziehungslose Schlagerlieder vereckelt wird, haben schon leicht „musealen“ Charakter. Es ließen sich noch eine ganze Menge Beispiele anführen, wo wir schon ziemlich genau wissen, was wir nicht wollen. Und wir werden in einiger Zeit Filme mit Erfolg wiederholen können. Das ist wohl der Beweis für eine stetige zielsichere Entwicklung, die sich auf der sicheren Plattform gefestigter Formen vollzieht. Darin sind wir nicht solche Pessimisten wie Wiemann mit seinem Satz: „Der Film ist auf dem Wege seiner Entwicklung an einen ungemütlichen und etwas unheimlichen Ort gekommen. Unheimlich darum, weil die Orientierung verloren scheint, weil von allen Seiten Gefahren drohen, die mit den bisherigen Methoden nicht zu berechnen sind.“ Auch die Ansicht Wiemanns, der Film stoße jetzt erst in völlig unbekanntes Land vor, können wir nicht in vollem Umfange bejahen. Reportage, Darstellungskunst, realistisch überzeugende Darstellung dieser großen unendlich reichen Erde mit ihrer Natur, ihren Menschen und ihren Ereignissen früher und jetzt, das wird immer das Material sein, mit dem der Film arbeitet und aus dem er seine Gesetze empfängt. Mit Fug und Recht können wir auch behaupten, daß schon große Leistungen von unseren deutschen Regisseuren und Schauspielern vollbracht worden sind, wiewohl wir mit Wiemann hoffen, daß dies in noch höherem Maße in Zukunft der Fall sein wird. Die Form des künstlerisch hochwertigen Spielfilms wird ihre Antriebe in steigendem Maße mehr der Erzählung, der Novelle (der dramatisierten Erzählung) entnehmen als dem Drama. So wird ein Zustand entstehen, der dem Theater gibt, was des Theaters ist, und dem Film, was dem Film zukommt. Mit anderen Worten: die Überschneidungen und der Konkurrenzkampf dieser kulturellen Institute wird zu beider Gunsten aufhören. Hier ist auch nicht der Ort zu untersuchen, inwiefern das Theater in der Stufenordnung der Kunst höher steht, oder wodurch der Film nun stärker wirkt. Das überlassen wir den Kunstwissenschaftlern, die sehr bald das von ihnen so stiefmütterlich behandelte Feld der Filmkunstwissenschaft beackern werden. Daß Ansätze (in aller Bescheidenheit) dazu da sind, wie dieser und andere Artikel zeigen, beweist ebenfalls eine Festigung und Abgrenzung des Films. Denn Wissenschaft und Geschichtsschreibung entstehen erst, nachdem Gesetze und Grenzen klar zu werden beginnen.

F r i t z S c h a d e.

Rassenpflege im allgemeinen Handwerk

Von Bruno Steinwallner

Einer der schönsten und hervorstechendsten Züge unseres altdeutschen Rechts ist die scharfe Betonung des Rassengrundsatzes, der völkischen Reinheit. Vor allem das Straf-, Adels- und Eherecht standen ganz im Banne rassengesetzlichen Denkens. Ein weiteres — und nicht das unwichtigste — Rechtsgebiet, in dem der Rassengedanke deutlich zum Ausdruck kam, war bis in die Neuzeit hinein das Zunftrecht, das altdeutsche Handwerkerrecht. Wenn auch damals klare rassenwissenschaftliche Erkenntnisse noch fehlten, so waren gesunde rassische Instinkte unseren Vorfahren um so selbstverständlicher angeboren und beherrschten richtunggebend ihr gesamtes Tun und Handeln. Dies mag an alten schlesischen Handwerksbestimmungen kurz gezeigt werden.

Blättern wir heute altschlesische Zunftordnungen, Handwerkerstatuten oder Zunftrollen durch, so stoßen wir überall auf eine bestimmte Formel, die ein persönliches Erfordernis für die Aufnahme in die Zunft ausdrückt, auf die Formel nämlich: „echt und recht.“ Der Mangel dieses Erfordernisses verschloß den Zugang zur Zunft dem, der das Handwerk erlernen, wie dem, der es ausüben wollte. Es bezeichnete eindeutig und klar den Zustand einer Person, der für ihren Eintritt in die Zunft Vorbedingung war: Die persönliche Voraussetzung sowohl der ehelich — echten — wie auch ehrlichen — rechten — Abstammung. Ohne eheliche, ehrliche Geburt konnte niemand Zunftgenosse werden, also kein Handwerk erlernen oder ausüben. So heißt es in der Ordnung der Zimmerleute Breslaus von 1330 für den in die Zunft Aufnahme Begehrenden: „dat he sy echt, recht, dudesch (deutsch) und nichtwendisk, vrig und nemendes egen unde von unberuchteden luden geboren.“ Die Schmiederolle Glogaus von 1426 fordert von dem Lernenden, daß er nachweisen müsse, „dat he echte und rechte geborn is.“ Die Schweidnitzer fleischer verlangen 1551 von denjenigen, die in ihr Werk kommen wollen, daß sie „frey und nicht egen, echt und recht uth einem ehrliken ehebedde gebaren, dudesch und nicht wendisch, na uthwisingen erer adelbreve“ seien. Wer in Görlitz das Böttcherhandwerk erlernen wollte, sollte nach der Rolle von 1571 „echt und recht unde nicht von undudesch en edder wenden, sunder also frieg geboren sin.“ In dem Liegnitzer Weißgerberprivilegium von 1662 heißt es: „der diss handwerk lernen will, soll ächte und von ehrlichen eltern gebohren seyn.“ Nach der Rolle der Breslauer Gewandschneider von 1686 mußte der die Meisterschaft Nachsuchende „seine herkunft und Geburt, daß er von Vater und Mutter echt und recht erzeugt und geboren, keiner wendischen Nation oder anderen tadelhaften Art, glaubwürdig machen.“ Überhaupt findet neben dem Verlangen nach echter und

rechter Geburt die Forderung „deutsch und nicht wendisch, frei und nicht eigen“ in den Junfturkunden zahlreiche Belege. Ja, es wird in einzelnen Junftordnungen ganz allgemein vorgesehen, daß kein Handwerksmeister einen Lehrlingen lehren solle, der aus fremder Nation sei. Jedenfalls wurde überall „echte und rechte“ Geburt, meist auch „freie und deutsche“ Abstammung als Voraussetzung für die Erlernung und Ausübung eines Handwerks gefordert, wie uns zahlreiche überlieferte Junfturkunden bezeugen.

Das Merkmal der Freiheit stellte im altdeutschen Recht keine Standes-, sondern eine Rassenstranke dar. Frei konnte nur der deutschblütige Volksgenosse sein. Alle Andersrassischen (z. B. Juden, Zigeuner, Wenden, Türken) wurden als unfrei behandelt und waren von allen Rechten, die einem Volksgenossen als selbstverständlich zustanden, ausgeschlossen. Unfreie konnten demnach ehemals in deutschen Ländern nie ein Handwerk erlernen oder betreiben.

Aber der Junftgenosse mußte nicht nur frei, er mußte auch echt sein, also aus einer ehelichen Verbindung zwischen Freien stammen. Für die Richtigkeit der Ehelichkeit einer Geburt wurde meist der Nachweis des Kirchgangs der Eltern (der damals durchweg üblichen Trauungsform) verlangt. Es mußte durch sogenannte Echtbrieve urkundlich dargetan werden, daß der Vater des Aufnahmebegehrenden als „Bräutigam die Braut öffentlich zur Kirche durch die Straßen geführt habe und die Braut im offenen oder fliegenden Haar dabei gegangen sei.“ Einige Rechte steigerten sogar das Erfordernis echter Abstammung bis zur Ahnenprobe; es wurde hier der Nachweis verlangt, daß alle vier Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits „echt und deutsch“ geboren waren. Jedenfalls mußte immer die Ehelichkeit der Abstammung einwandfrei glaubhaft gemacht werden, bevor eine Person junftfähig wurde. Jede Person, die dies nicht vermochte, blieb von der Mitgliedschaft ausgeschlossen, konnte also nie ein Handwerk ergreifen. So vor allem die Dirnenkinder, die unehelich Geborenen, die im Ehebruch Erzeugten und — wegen der großen Unsicherheit der Herkunft — auch die Findelkinder. In einigen Junftordnungen findet sich die bemerkenswerte Bestimmung, daß, wer unwissentlich einen Unechten als Lehrling angenommen habe, diesen nach erlangter Kenntnis sofort entlassen und ihm sein Lehrgeld zurückgeben müsse. Wissentliche Annahme eines Unechten als Lehrling zog für den Meister meist erhebliche Strafen nach sich. Man hielt also im alten Deutschland sehr scharf auf die Reinheit des Standes. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß die Verurteilung der Unechtheit keine engherzige moralische Verdammung in sich schloß; ein Unechter wurde nicht wegen seiner außerehelichen Herkunft an sich, sondern nur deshalb abgelehnt, weil er nicht einwandfrei seinen rassereinen, deutschblütigen Erbgang nachweisen konnte. Dies letztere aber war unbedingte Voraussetzung für die Erlernung und Ausübung eines Handwerks.

Schließlich mußte derjenige, der Junftgenosse werden wollte, ehrlicher „rechter“ Geburt sein. Für uns heutige ist es sehr interessant — wenn auch nur noch als geschichtliches Kuriosum —, welche Personen damals als „unrecht“ angesehen wurden. So gehörten in diese Gruppe „alle Schalksnarren, Pfeifer, Spielleute,

Landfahrer, Sänger, Reimesprecher, Gaukler, Springer und Lohnkampfer“, damals alles Leute recht übler, unsicherer Herkunft. Als unehrllich galten ferner Schäfer, Hirten, Totengräber und ihre Nachkommen, und zwar vor allem deswegen, weil diese Berufe von altersher von Hörigen, Unfreien, versehen wurden.

Doch man begnügte sich nicht nur mit dem Nachweis der „Echt- und Rechtheit“, der Bewerber mußte es auch verstanden haben, sich das angeborene Recht zu erhalten. Deshalb wird immer wieder gefordert, daß er von gutem Ruf sein müsse, daß er — wie es ein schlesisches Handwerkerstatut von 1360 ausdrückt — „echt und recht geboren sei und seine Ehre bewahrt habe“.

Wie an die Abstammung der Mitglieder selbst, so stellten die Zünfte auch an die der Ehefrauen strengste Anforderungen. Sie schlossen nicht nur den Unfreien, Unehnten oder Unrechten aus, sondern verlangten auch, daß der Junftgenosse in echter Ehe lebte. Wie die Geburt des Mannes, mußte auch die der Frau untadelig sein. Ja, es wurde nach fast allen Junftordnungen jedem der Eintritt in die Junft verwehrt, der nicht zuvor durch „Briefe und Kundschaft“ nachwies, daß seine Frau „ehelich und wohl geboren und sich wohl bewahrt habe wie der Mann“ (so z. B. die Rolle der Barbieri zu Beuthen von 1593). Die ganzen Jahrhunderte hindurch galt der Satz: Der Männer Ehre ist der Frauen Ehre, doch der Weiber Schande ist auch der Männer Schande. So war den Junftgenossen insbesondere die Eheeingehung mit unfreien, unehnten oder unehrllichen Mädchen und Dirnen verboten. Wer eine Frau mit einem solchen Makel zur Ehe nahm, war unwürdig der Junftmitgliedschaft, sollte in der Junft nicht mehr „geduldet noch gelitten“ werden, wie es überall hieß. Bemerkenswert ist noch weiter, daß die Junft sich nicht nur darauf beschränkte, Abstammung und Heiraten zu beaufsichtigen, sondern daß sie auch vielfach den Erwerb der Junftgenossenschaft vom Verheiratetsein abhängig machte. An vielen Orten bestand die Vorschrift, daß zur Mitgliedschaft nicht der Unverheiratete zuzulassen sei. Andererseits wurde die Aufnahme in die Junft dem erleichtert, der eines Meisters Tochter oder Witwe heiratete. Auch diese Maßnahme mußte sich in rassistisch günstigem Sinne auswirken.

Was vielfach bisher unbekannt geblieben ist oder doch übersehen wurde: Die alten deutschen Zünfte gehörten zu jenen Einrichtungen, die sich am stärksten als Wahrer der Standes- und Rassenreinheit erwiesen haben. In der Herkunft, in den Eheschließungen, in der gewerblichen Tätigkeit, in den Familienverhältnissen, im sozialen Verhalten — überall dringt das altdeutsche Handwerkerrecht, wie das Beispiel Schlesiens zeigt, auf Reinheit. Man besaß ein Sprichwort, das so recht den damaligen Zustand kennzeichnet: Die Ämter und Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von den Tauben gelesen. Als dann von außen verderbliche liberalistische Gedankenstromungen in das deutsche Leben drangen, da mußte auch das Junftrecht mit seinem Reinheitsgrundsatz weichen. Der Reichsschlu von 1731 schaffte die altuberkommenen Junftvorschriften ab und gab jetzt jedem — gleich welcher Herkunft und welchen Rufes — das Recht, ein Handwerk zu erlernen und auszuüben. Daß dies nicht zum Besten unseres Handwerks dienen konnte, hat die Geschichte gelehrt.

Das Vermächtnis

Von helmut Wloka

Das Vermächtnis war ein altes, nicht allzu großes Kästchen. Seine dicken Holzwände waren im Laufe der Zeit schwarz und verräuchert geworden, aber die Eisenbeschläge, die es, sonst schmuck- und zieratlos, umspannten, waren stets blitzblank gepuht. Darauf hielt der jeweilige Besitzer des Grunhofes, in dessen Besitz es sich seit unvordenklichen Zeiten von den Vorfahren her vererbt hatte. Ein kunstloses Schloß schützte den Zugang zu seinem Inhalt. Der Schlüssel, wenn es je einen gegeben hatte, war schon lange verloren. Was sein Inhalt war, wußte niemand. Wenn man es aufhob und schüttelte, — das war wegen seiner Schwere nicht einfach — klang es darin metallern wie alte Münzen.

Mit diesem Vermächtnis verband sich seit Vorzeiten eine Geschichte. Es soll den Grunhofern schon gehört haben, als das Land unter dem Alten Fritz an Preußen kam und schon damals so alt und ehrwürdig ausgesehen haben wie heute. Und nie war es seitdem oder vorher geöffnet worden.

Es ging aber folgende Rede. Der erste Vorfahr der Grunhofer soll es seinem ältesten Sohne auf dem Sterbebette hinterlassen und dazu gesagt haben: „Mit diesem Kasten ist das Wohl des Hofes verbunden. Es enthält das Geheimnis seines Wachsens und seines Aufsteigens. Darum mag er verschlossen bleiben und nur im Falle der äußersten Not, wenn weder Gott noch die Menschen den Grunhofern helfen können, mag es der Besitzer öffnen und er wird den Weg zur Hilfe finden.“ Und diese Worte und das Kästchen waren übergegangen vom Vater auf den Sohn, von diesem wieder auf den Sohn und so fort bis in unsere Tage.

Schwere, harte Zeiten hatte der Grunhof und die deutsche Erde seitdem gesehen. Kriegshorden verwüsteten das Land, raubten das Vieh, forderten aus Scheune und Keller alles und mehr als sie bargen, Feuersnot nagte an den starken Mauern des Hofes und die Flammen sengten das Holz schwarz, Missetaten fielen ein, Hunger war im Land, Seuchen rafften das gesunde Blut der Grunhofföhne und -töchter hin, Teuerung kam und machte arm die Reichen, — nichts blieb ihnen erspart. Reich gesät war das Unglück, dünn und selten die Freude, — aber die Grunhofbauern, eingedenk der Worte des Ahnen, hielten den Kasten verschlossen. So schwer es ging, es konnte ja noch schlimmer kommen, und für diese Zeit sollte der klingende Inhalt des seltsamen Vermächtnisses erhalten bleiben. Und wenn wirklich einmal ein Erbe des Grunhofes schwach werden und den geheimnisvollen Schrein öffnen wollte, dann legte die Frau die Hand auf seine Schultern und wußte ihn mit Wort und Blick zur Standhaftigkeit zu bestimmen. Und es war wie eine Zauberkraft

in diesem Kasten. Immer nach solchem Tiefstand gab es einen Aufschwung, eine Rettung, und der Grunhof blieb im Familienbesitz und mit ihm das schwarze, veräucherte Kästchen, das Vermächtnis des ersten Ahnen.

Man schrieb 1932. Hader und Zwiespalt zerrissen das deutsche Volk, machten Kinder zu Feinden der Eltern, Brüder zu Mördern des Bruders. Jedes gute Gefühl schien ausgestorben, schrankenlos war der Gemeinheit der Weg geöffnet, Fabriken schlossen ihre Tore, Millionen hungerten nach Arbeit und Brot, indes gewissenlose Fremdblütige dem sterbenden Volk Mark und Kraft ausfogen.

Die harte Zeit machte auch vor dem Grunhose nicht halt. Frau Sorge saß mit am Tisch, lag mit im Bett, Lasten, Abgaben und Schulden fraßen restlos auf, was rastloser Fleiß kaum schaffen konnte, und dann kam doch der schwarze Tag, an dem Fritz Grun, der junge Bauer, seit des Vaters frühem verbittertem Tode der Erbe des einst so stolzen Besitztums, den Brief des Gerichts in der Hand hielt mit der Ankündigung der Zwangsversteigerung.

Oben in der Schlafstube atmeten friedlich seine vier Kinder, wälzte sich in Tränen und Seufzen das getreue Weib. Unberührt stand vor ihm das karge Abendbrot. Er trat vor das Tor hinaus. Sternenlos hing der wolken schwere Himmel, — schwärzer war wohl noch keine Nacht über dem Grunhof aufgegangen. Der junge Bauer schämte sich der Tränen nicht. Zu Ende! Morgen war alles aus! Heimatlos die Kleinen dort oben, würden sie irgendwo unter fremdem Dache schlafen, — und er, er war der Letzte, der sich Grunhofbauer nannte.

Die Ahnen standen vor ihm, kräftige, harte Männer, — „sieh, das haben wir für dich geschafft, — und du?“

„Ich kann es nicht!“ schrie er auf, ballte die Fäuste. Nein, lieber ein Ende! Eine Kugel blieb ihm ja noch!

Der da, ganz vorn, das war der Urahn, der den Hof gegründet hatte. Er sah ihn an, ernst, vorwurfsvoll: „Wenn weder Gott noch die Menschen helfen können, dann magst du es öffnen!“

Der junge Bauer wandte sich um. Leise stieg er die Stufen hinauf, um den Schlaf der Kleinen nicht zu stören, leise wieder hinab, und im Schuppen machte er sich daran, den Kasten zu öffnen. Ein Licht flackerte unheimlich zu seinem Beginnen. Hammer und Stemmeisen mußten helfen, — schwer war die Arbeit, Schweiß rann ihm nieder, aber es mußte sein, es war die letzte Rettung, — der Ahn mochte es ihm verzeihen!

Aber dann war es geschafft, die Beschläge waren gelöst, schwer knarrte der Deckel in rostigen Scharnieren, er ergriff mit zitternden Händen das Licht, — klingendes Silber? Nein, wertloser Bruch von Kupfer, Blei und Eisen, — er wühlte darin, — nichts anderes, — alles wertloses Metall. Zorn faßte ihn ob dieser Narretei und ein Fluch wollte in ihm auffahren über den boshafte Ahn, da gewahrte er ein Papier. Sorglich gefaltet war es, wenngleich vergilbt. Er hob es auf, faltete es auseinander, hielt es näher dem Licht. Deutlich konnte

er jetzt die Schriftzüge erkennen, wenn es auch schwer war, ihre krausen Linien und seltsamen Zeichen zu deuten. Und er las:

Mein lieber Sohn!

Was dieser Kasten birgt, damit fing ich an als junger Bauersknecht in Kriegesnoth, und ißt, da meine Tage schwinden, stehet der Hoff da mit 15 Pferden, 60 Kühen, etlichen hundert Schweinen und anderm Getier, und mit wohlgefüllten Scheuern. Das habe ich geschafft in schwerster Nothzeit mit meiner Krafft und Weib und Kindern und Gott der Herre gab seynen Segen drauff. Und du willst verzagen? Thu wie ich, fang neu an, und aus wertlosem Getande wird auch dir Wohlstand erwachsen. Wo die Noth am größten, ist Gottes Hülffe am nächsten.

Anno 1676.

Johann Caspar Grunhe.

Der junge Bauer ließ den Zettel sinken. Der Ahn stand vor ihm, sah ihm in die Augen, — es waren dieselben blauen Augen wie die seinen, wie Vater und Großvater sie gehabt hatten. Und eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er schrak auf, glaubte, ein Geist fasse ihn an. Aber es war Anna, seine Frau. Sie hielt den Zettel in der Hand und lächelte, lächelte zum erstenmal seit Monden! Sie sagte nichts. Sie nickte nur; nahm ihn dann bei der Hand und sie gingen schweigend ins Haus.

Am nächsten Morgen ging der letzte Grundhofbauer vom Hofe seiner Väter. Aber sein Gang war ruhig und fest, so daß sich die andern wunderten.

Jahre sind vergangen. Zeitenwende ist geschehen. Ein neuer Staat schaffte Ordnung. Auf dem Grundhofe sitzt nicht mehr der fremde Meistbietende von damals, sondern wieder Fritz Grun, der Enkel jenes Ahns von 1676.

Der schwarze verräucherte Kasten ist wieder verschlossen. Niemand außer dem Bauern und seiner Frau weiß, daß er einmal geöffnet gewesen ist. Das vergilbte Papier liegt wieder darin und es steht dabei:

Das walte Gott! Fritz Grun. Im Herbst 1932.



Menschen auf Groß Jser

Von Hansjochim Kadestock

I.

Auf Groß Jser wohnt das Märchen. Es spricht aus dem Plätschern des Baches, klingt im Rauschen der Wälder und liegt wie ein wohltuender Schatten über den Wiesen und Mooren. Man spürt sein ruhiges Atmen durch den rinnenden Regen und durch den lautlos fallenden Schnee. Es spricht in den Strahlen der Sonne ebenso wie in dem stillen Dahingleiten der Wolken und dem verhaltenen Stöhnen der Moorkeiefen. An ihm scheiden sich die Menschen wie an starken Büchern, keiner kann an seinem Rufen vorübergehen, es zwingt dich zur letzten Klarheit über dich selber. Und je länger du in seiner Gesellschaft bist, desto mehr fällt alles Unwahre von dir ab, desto klarer und deutlicher spricht die Stimme in deinem Inneren.

Es ist ein eigener Menschenschlag, der die schlichten Holzerhütten hier oben jahrein, jahraus bewohnt. Hart und knorrig wie die Rinde der Bäume, aber hellhörig für das feine Weben der Sonnenstrahlen und immer bereit, dem Märchen die Türen zu öffnen, die ihrer Häuser und die der Herzen.

So einer war auch der Josef. Nach außen schroff und abweisend, aber wem es einmal gelungen war, sich sein Vertrauen zu erwerben, dem offenbarte er den ganzen Reichtum seines lautereren Herzens. Er hatte einen schweren Weg hinter sich. Sein Vater war Holzer gewesen so wie er, hatte Sommer und Winter mit dem Braunen, der neben dem armseligen Häusel sein einziger Besitz war, die schweren Langholzstämme nach Flinsberg und Schreiberhau hinuntergefahren. Kurz, nachdem der Vater gestorben war, hatte Josef geheiratet. Mit der alten Mutter und seinem jungen Weibe, das die Tochter eines Forstgehilfen war, bewohnte er nun das väterliche Haus. Tagsüber tat er seine Arbeit, half beim Holzfällen und fuhr dann die Stämme zum Bahnhof. Es war dieselbe Arbeit, wie sie sein Vater jahrelang getan. Und abends saßen sie zusammen in dem großen Raum, der gleichzeitig Schlafzimmer, Küche und Wohnraum war.

Nach wenigen Monaten gebar ihm Grete, seine Frau, einen Sohn, den sie nach dem Namen seines Vaters Ernst nannten. Aber es war bei der Frau nicht wie bei all den anderen. Sie kränkelte seit dem Tag, da das Kind geboren wurde und alle Heilmittel der Großmutter blieben erfolglos. Viele Handgriffe, die sie früher mit Freude verrichtet hatte, wurden ihr jetzt zu schwer und immer mehr mußte der Mann auch in Dingen des häuslichen Lebens mit Hand anlegen. Nicht, daß Josef ihr diese Arbeiten nicht gerne abgenommen hätte, aber seit dem Tag, da er merkte, wie es um seine Frau stand, begann er weniger zu lachen und seine Worte wurden immer spärlicher.

Es verging ein Jahr, da wurde ihm der zweite Sohn geboren. Wenige Tage darauf starb seine Frau und ließ ihn mit der Großmutter und den beiden Kindern allein. Das war die Zeit, wo Josef in einsamen Moornächten Zwiesprache hielt mit sich selbst und die zerzausten Moorkiefern zu seinen Freunden wurden. Immer besser verstand er die geheimnisvolle Sprache der Bäume und immer mehr wurde es ihm zur Qual, die toten Stämme mit seinem Gespann hinunter ins Tal zu führen. Die Mutter verstand ihn nicht. Er sprach nur wenig zu ihr und dann war es immer, als spräche er mit einer Fremden. Es gab Tage, da wünschte er, von einem der fallenden Stämme erschlagen zu werden. Aber im letzten Augenblick wich er doch immer wieder aus.

Eines Nachts, er saß draußen, etwas abseits des Weges, den er mit einem schmerzlichen Lächeln seinen Leidensweg zu nennen pflegte und den er täglich mit seinem Wagen befahren mußte, da berührte seine Hand wie von ungefähr einen jungen Fichtenschößling. Josef ließ die Zweige des Bäumchens durch seine Finger gleiten. Die kleine Pflanze rief Erinnerungen in ihm wach, die sich wie ein zarter Schleier über seine Gedanken legten. Damals, als sein Vater so alt war wie er jetzt, da stand am Waldrand gegenüber ihrem Haus auch so ein Bäumchen. Es mochte gerade so alt gewesen sein wie dieses hier. Als Knabe war er oft dort gewesen, weil in seiner Nähe die reichsten Heidelbeersträucher wuchsen. Das Bäumchen war mit ihm gewachsen. Von Jahr zu Jahr. Bis es dann eines Tages ein richtiger Stamm geworden war. Viel, viel schneller war es gewachsen als er. Und als der Blitz ihm in einer Gewitternacht den Leib zerrissen hatte da legte es sich zur Seite, wuchs dann aber um so schneller wieder her und gerade nach oben. Es hatte wohl viel aushalten müssen damals, denn wochenlang lagen dicke Harzballen über den offenen Stellen. Josef wußte das alles noch ganz genau.

Während er so zurückdachte und längst Vergangenes ihm wieder lebendig wurde, überkam ihn zum erstenmal seit dem Tode seiner Frau eine Ruhe, die er früher nicht gekannt hatte und die einer stillen Freude glich. Er prägte sich den Platz der kleinen Fichte genau ins Gedächtnis und ging mit langen, schweren Schritten nach Haus.

Am anderen Morgen sah er, daß seine beiden Knaben der Mutter entbehrten. Er nahm sie zu sich auf die Knie und strich ihnen über das Haar. Dabei war es ihm, als berühre er die weichen Nadeln des kleinen Waldschößlings.

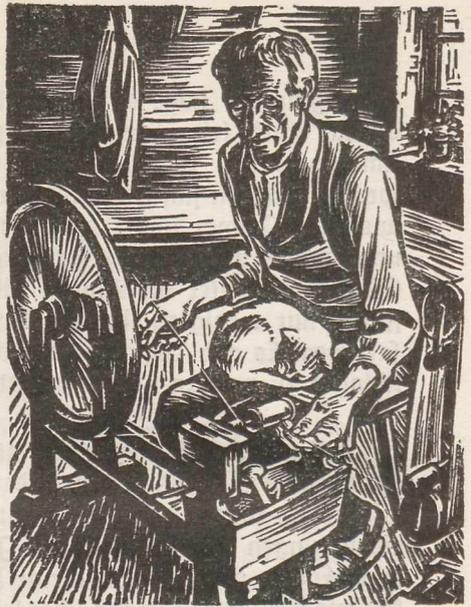
Josefs Augen nahmen seit diesem Tage einen stillen, ruhigen Glanz an. Er verrichtete seine Arbeit wie früher, aber nicht mehr mit der stürmischen Freude der Jugend, sondern mit dem heiligen



Ernst eines Mannes, der das Leben bejaht, weil es ihm zu seinen Wurzeln führte.

II.

Sie hatte den Berg des Lebens längst überschritten. Ihr Gesicht zeigte die kantigen Formen, wie man sie bei den Menschen im Gebirge fast überall findet. Falte lag neben Falte. Die Lippen waren fest geschlossen. Eckig und scharf bog sich die Nase über die Oberlippe. Ihr dunkles Haar, das von feinen silbernen Strähnen durchzogen war, trug sie straff gescheitelt und unter der schön gewölbten Stirn glänzten zwei helle, durchsichtige Augen. Ihre Augen standen in kräftigem Widerspruch zu dem



gebredlichen Körper, dem gebeugten Rücken, den zitterigen Fingern und den langsamen schleppenden Schritten, mit denen sie im Haus umherging. Wenn man mit ihr sprach, dann nickte sie entweder mit dem Kopf oder sie gab in kurzen, abgehackten Worten Antwort. Ihre Augen aber bohrten sich beim Sprechen tief in ihr Gegenüber, es gab auf Groß Isar keinen, der irgendein Geheimnis vor der alten Marie haben konnte. Und als sie starb, gab ihr die ganze Moorkolonie das letzte Geleit bis zu dem schlichten Friedhof in Flinsberg.

Das war damals an einem Morgen im Spätsommer, als es mit ihrem Jungen, dem Karl, zur Entscheidung kam. Sie hatte oft mit ihm darüber gesprochen, wenn er abends nach der Arbeit, und wenn alle schlafen gingen, immer nach dem Rucksack griff und sich den alten, verwaschenen Hut tief ins Gesicht stülpte. Keiner im Haus wagte ihn in solchen Augenblicken anzusprechen, zu fragen, wohin er gehe oder wann er wiederkomme. Aber sie alle wußten, daß der Karl mit denen von der anderen Seite der Grenze unter einer Decke steckte. Alle wußten es, alle im Haus und alle auf Groß Isar.

Eines Abends ging ihm die alte Marie nach. Bis vor die Haustür. Dort stellte sie ihn.

„Karl!“

„Mutter?“

„Du darfst nicht über die Grenze.“

„Aber ich tue es doch, möchte den sehen, der mich erwischt.“

„Du darfst nicht über die Grenze.“

Er fühlte durch die Dunkelheit, wie ihre Augen auf ihm ruhten und ihn zu halten suchten. Da lachte er böse und kehrte ihr den Rücken.

Das war das erstemal gewesen. Seitdem ließ die Alte den Karl nicht mehr aus dem Bann ihrer Augen. Vielleicht wäre es ihr auch gelungen, den Sohn zurück-



Dorf im Jfergebirge

Aufn.: A. & E. Frankl



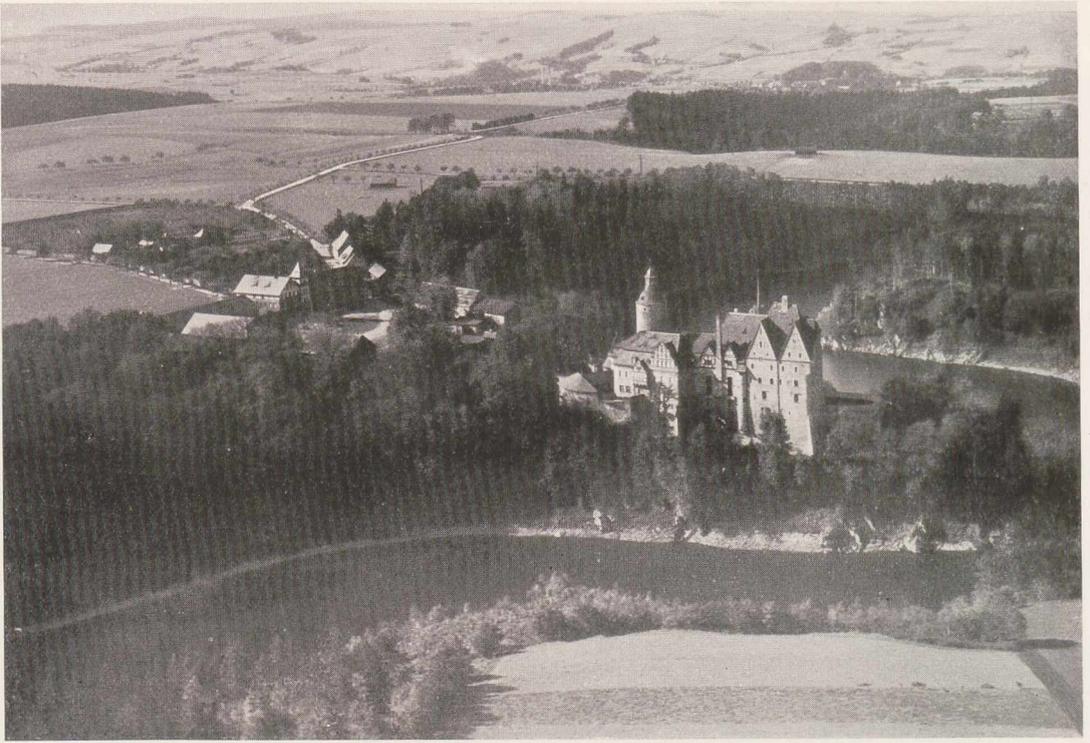
Talblick im Jergebirge

Aufn.: Schumm

Groß Jfer

Aufn.: A. & E. Frankl





Das Schloß am See
(Tzſchocha)



Nebel im Moor

zugewinnen, wenn er nicht eines Nachts mit angeschossenem Arm zurückgekommen wäre. In jener Nacht war es dann über ihn gekommen. Es trieb ihn, der Mutter die Hand zu geben. Der Schuß hatte ihn wieder freigemacht. Aber etwas hielt ihn zurück, etwas, das ganz zu unterst in seinem Herzen saß und sich nun gewaltsam nach außen drängte. So sagte er auch damals nichts, sondern stieg mit einem laut hörbaren Fluch polternd die Treppe zu seiner Kammer empor.

Am anderen Morgen, die alte Marie war gerade dabei, den Ziegen Futter zu geben, erschienen drei Männer vor dem Haus und traten, ohne anzuklopfen, über die Schwelle. Den einen kannte die Alte, es war der Gendarm aus Flinsberg, die beiden anderen, das wußte sie, ohne daß es ihr jemand gesagt hätte, waren zwei Grenzbeamte. Ihre Gesichter waren fest verschlossen. Sie fragten kurz nach Karl und schritten, ohne eine Antwort abzuwarten, über die Stiege nach oben.

Karl hatte sie kommen sehen. Er hatte gewußt, daß sie kommen würden, so war er auch nicht überrascht, als sie plötzlich in seine Kammer traten.

„Sie sind heute Nacht über der Grenze gewesen!“

„Ja.“

„Sie sind auf Anruf nicht stehen geblieben und dann angeschossen worden.“

„Ja.“

„Sie sind verhaftet.“

Als sie das Haus wieder verließen, ging Karl in ihrer Mitte. Die Alte hatte alles mit angehört. Nun stand sie vor der Tür und sah der kleinen Gruppe nach, bis die Männer hinter den Bäumen des Waldes verschwunden waren. Da war es der alten Frau, als sei irgend etwas in ihr entzwei gegangen, als hätte nun auf einmal ihr Leben keinen Sinn mehr. Sie ging in den Stall, in die Küche und von dort in die verlassene Kammer des Sohnes. Überall rückte und stellte sie etwas, aber alles, was sie tat, geschah ohne Zweck und ohne Absicht.

Das war der erste Tag, wo die Leute auf Groß Jser sich vor der Gewalt ihrer Augen nicht mehr zu fürchten begannen.

Karl legte vor dem Amtsrichter ein volles Geständnis ab. Es dauerte nicht lange, da teilte man der alten Frau in der Moorhütte mit, daß ihr Sohn zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilt worden sei.

„Es ist gut“, sagte sie, als sie das Schreiben gelesen hatte. Dann legte sie die Hände in den Schoß, und während ihre Augen langsam die Gegenstände der Stube abtasteten, begann sie still vor sich hinzuweinen.

„Sie war wie unser aller Mutter“, dachten die Moorleute, als sie in ihren feiertagsjoppen hinter dem einfachen Tannensarg herschritten. In dem Augenblick aber, als der Sarg hinabgelassen wurde und das Totenglöcklein zu läuten anhub, feierten die Augen der toten Marie in den Herzen der Leute ihre Wiederauferstehung.

III.

Als er zur Schule kam und das erstemal mit den anderen Kindern der Kolonie hinunterwanderte ins Tal, lag überall noch tiefer Schnee. Unterwegs machte er Schneebälle und warf sie nach Bäumen und Steinen oder nach den älteren Kameraden. Wenn sie ihn dann fangen wollten, um ihm das Gesicht mit Schnee zu „waschen“, sprang er schnell ein paar Schritte zur Seite in den Wald und hatte seine helle Freude daran, daß ihn keiner erwischen konnte.

Er war ein rechtes Waldkind, der Franzel. Bei seiner Geburt hatten die Moor-kiefern Pate gestanden, und die ersten sechs Jahre seines Lebens waren begleitet von der stillen Melodie der Tannen. Der Vater war den größten Teil des Tages auf Arbeit, und die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, um das kleine Haus, das sie zu fünfen bewohnten, in Ordnung zu halten.

So blieb Franzel allein und sich selbst überlassen. Mit den blanken Kiefern der Tfer stand er auf freundschaftlichem Fuß, ebenso wie mit den kleinen Moortümpeln, in denen man so schön das Spiegelbild der Wolken beobachten konnte. Tausenderlei Fragen tauchten da im Kopfe des Jungen auf, alles Fragen, auf die ihm keiner eine Antwort hätte geben können. Er selber wußte auch keine, und die andern lachten ihn aus, wenn er zu ihnen kam.

So bekam Franzel frühzeitig den Ruf eines Sonderlings. Die Leute sagten von ihm, er sei aus der Art geschlagen und seine Eltern schüttelten oft verwundert den Kopf, wenn er sie mit seinen seltsamen Fragen bedrängte. Und da ihm keiner eine Antwort geben konnte, suchte er sie sich selbst und fand sie, so wie er sie brauchte. Bald gab es kein Rätsel mehr, für das er nicht irgendeine Lösung wußte.

Nun wohnte auf Groß Tfer ein Mädchen, das mit einem Burschen aus dem Tal versprochen war. Franzel, der die beiden, wenn sie im Moor spazieren gingen, oft traf, konnte den Mann nicht leiden. Stets ging er rasch einen anderen Weg oder verzog sich ins Gestrüpp, um nur ja nicht mit dem Fremden zusammenzustoßen. Dieser aber sprach von dem Jungen als von einer kleinen Kröte, die es meisterhaft verstünde, ihm und seiner Braut immer im unredhten Augenblick über den Weg zu laufen.

Franzel wußte das. Nicht so, wie man alltägliche Dinge weiß, es war mehr jenes untrügliche Wissen des Herzens.

Einmal aber traf er doch mit dem anderen zusammen. Es war an seinem Lieblingsplatz. Eine kleine Fichtengruppe stand im Halbkreis um einen der vielen Moortümpel und bildete so ein lauschiges Versteck, in dem einen niemand, der von der anderen Seite kam, sehen konnte. Franzel lag auf dem Rücken und hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt, als der Bursche und das Mädchen um die Ecke bogen und auf seinen Platz zukamen.

Er blinzelte verschmitzt mit den Augen, rührte sich aber nicht von der Stelle. Bis der Bursche unmittelbar vor ihm stehen blieb und sagte, er solle sich wegscheren, er hätte hier nichts zu suchen. Als Franzel keine Anstalten machte, sich zu erheben, sondern auf seinem guten Recht pochend, ruhig liegen blieb, packte den andern die Wut. Er faßte den Jungen am Hosengurt und stellte ihn derb

auf die Beine. Dann brummelte er etwas, das so klang, wie scher dich zum Teufel, während er ihm mit der Rechten einen Schubs gab, daß Franzel durch die Fichten tockelte und erst auf der anderen Seite wieder recht zur Besinnung kam.

Von diesem Tage an war es für Franzel abgemacht, daß er sich an dem Eindringling, der aus dem Tal in seine Moorwälder gekommen war, rächen mußte. Er kannte das Gefühl der Rache nicht, aber er mußte dem Fremden etwas Böses antun, damit er wieder, wie immer, sich in der Gesellschaft seiner großen Freunde wohlfühlen konnte.

Tagelang lief er mit weinerlichem Gesicht umher, bis dann schließlich ein starrer, kindlicher Trotz in ihm hochkam, der ihn Tag und Nacht überlegen ließ, wie er dem fremden Mann einen bösen Streich spielen könne.

Und dann hatte er es gefunden. Er ging zum Bach und stopfte sich seine kleinen Hosentaschen voller Kieselsteine. Genau an den Fingern abgezählt, trug er sie von da an stets bei sich und wartete, daß er den andern wieder träfe.

Die ganze Kolonie war in heller Aufregung, als bekannt wurde, daß der kleine Franzel den Burschen aus dem Tal getötet habe. Es hieß, er habe ihm aus geringer Entfernung einen Stein so unglücklich an den Kopf geworfen, daß der Schläfenknochen gebrochen und die Splitter ins Gehirn gedrungen seien.

Lange gingen die Verhandlungen. Viele fremde Menschen kamen in das Haus von Franzels Eltern, sprachen leise mit der Mutter und dem Vater und betrachteten dann kopfschüttelnd den störrischen Knaben, aus dem kein Wort herauszuholen war. Franzel war von alldem nur so viel klar, daß er mit den Fremden hinunter sollte ins Tal und für eine sicher sehr lange Zeit nicht mehr zurückkehren dürfe.

Da verließ er heimlich das Haus und ging zu seinem Lieblingsplatz, wo der andere ihn damals am Gurt gegriffen und durch die Fichten gestoßen hatte. Als er um die letzte Ecke bog, hinter der der kleine Tümpel lag, sah er einen Menschen an der Erde kauern. Es war die Braut jenes Mannes aus dem Tal, der nun unten irgendwo auf einer Bahre lag mit einer kleinen blau unterlaufenen Stelle an der Schläfe. Franzel sah, wie das Mädchen weinte und schlich sich vorsichtig auf den Zehenspitzen näher.

Es geschah ihm wie im Traum, als das Mädchen plötzlich aufstand, ihn aus verweinten Augen ansah und ihn dann leise an der Hand nahm. So, Hand in Hand, gingen sie zurück.

Franzel sah das Mädchen lange mit den fremden Männern sprechen, sah, wie sie zwischendurch wieder weinte, und dann mit den anderen das Haus verließ. Sie kehrte nicht mehr zurück. Auch die fremden Männer kamen nicht wieder. Franzel aber brauchte nicht fort. Als ihm die Mutter, nachdem die Männer aus dem Tal gegangen waren, zärtlich über den Kopf strich, war es ihm auf einmal, als sei er in der Kirche, und während er sich eng an die Mutter schmiegte, rollten ihm die Tränen hemmungslos über das Gesicht.



Schlesiens Anteil an der Deutschen Leistung

Von Dr. Manfred Schubert

Schlesiens wirtschaftliche Bedeutung

Wenn vielfach die Vorstellung verbreitet ist, der deutsche Osten sei eine flache, einförmige Landschaft, deren zahlenmäßig schwache Bevölkerung fast ausschließlich in landwirtschaftlichen Berufen ihr Auskommen finde, so ist dies an sich durchaus unrichtig und zeugt von großer Unkenntnis der deutschen Gauen. Für Schlesien vollends hat ein solches Urteil überhaupt keine Berechtigung. Denn auch in dieser Beziehung nimmt es eine klar betonte Sonderstellung ein. Die reiche Gliederung und vielfältige Schönheit seiner Landschaft mit ihrem Reichtum an Natur- und klimatischen Heilschätzen (darum „Bäderland Schlesien“) können ebensogut wetteifern mit den besten und schönsten deutschen Landen, wie seine hochentwickelte Landwirtschaft, seine auf wertvollen Bodenschätzen aufgebaute vielseitige Industrie und seine für einen regen Güteraustausch nach dem Osten und Südosten Europas bevorzugte Lage.

Schon in frühgermanischer Zeit war die schlesische Akerenebene mit Kulturfrüchten bebaut und Schlesien selbst ein wichtiges Durchgangsland. Griechische und römische Schriftsteller berichten uns und zahlreiche Bodenfunde bestätigen es, daß die legendenhafte „Bernsteinstraße“ von der Adria mitten durch Schlesien über Posen zur Weichselmündung führte (wahrscheinlich in zwei Ästen über die Grafschaft Glatz und die mährische Pforte, die sich etwa bei Breslau vereinigten und die Oder überquerten). Dieser bedeutsamen Verbindung mit dem römischen Kulturkreis entsprach im Mittelalter in noch höherem Maße eine westöstliche Verkehrsader, die „hohe Straße“. Sie verband die oberdeutschen Handelsmittelpunkte Augsburg und Nürnberg über Dresden, Bautzen und Görlitz mit Breslau, um sich hier zu gabeln nach Warschau über Posen und nach dem Schwarzen Meere über Krakau, Galizien und Südrussland. Auf dieser Straße ergoß sich nicht nur einer der reichsten deutschen Lebensströme weit in den Osten, sondern entfaltete sich auch ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Schlesien und Oberdeutschland. Bereits damals entwickelte Schlesien ein reiches gewerbliches Leben. Die Tuche der schlesischen Städte, Barchente aus Breslau und Schweidnitz, sowie schlesische Glas- und Leinenerzeugnisse waren begehrte Handelsgüter. Am Gebirgsrande entlang wurde auch vielfach schon Bergbau getrieben, wofür Städtenamen wie Schmiedeberg, Kupferberg und Reichenstein der beste Beleg sind. Breslaus Bedeutung als Handelsstadt unterstreicht seine Zugehörigkeit

zur Hanfa, wodurch es auch für den Ostseeraum eine nicht unwichtige Verkehrs-mäßige Bedeutung erlangte.

Bei dieser Vergangenheit nimmt es nicht wunder, daß Schlesiens im österreichischen Staatsverbände eine führende wirtschaftliche Rolle spielte, die es lange Zeit auch innerhalb Preußens behauptet hat. Der besonderen Initiative Friedrichs des Großen (gefördert durch weitblickende Verwaltungsmänner wie Heinitz und Reden) verdankt es den Aufbau einer großen Industrie, deren organisatorische und technische Ausstattung jeder anderen gleichartigen in Deutschland überlegen war. Sie zog damit sogar die Aufmerksamkeit Goethes auf sich, der allerdings unter Verkennung des eigentlichen Zweckes seiner Reise sich in etwas geringschätziger Weise über Tarnowitz ausgelassen hat, daß für den hohen Besucher das wohl etwas zu ungewöhnliche Bild einer rasch emporstrebenden Industriegemeinde bot. Diesem abträglichen Urteil gegenüber kann Oberschlesien auf die Tatsache verweisen, daß es in den Befreiungskriegen zur Waffenschmiede Preußens wurde und daß im 19. Jahrhundert neben dem Facharbeiter aus Oberschlesien es hauptsächlich ober-schlesische Eisenschleute waren, die wesentlich zum Aufbau des rheinisch-westfälischen Industriegebietes beigetragen haben.

Wenn wir Schlesiens wirtschaftliche Bedeutung in der Gegenwart im Rahmen einer kurzen Abhandlung einigermaßen überzeugend darsagen wollen, so werden wir gut daran tun, sie nach Möglichkeit in ein zahlenmäßiges Verhältnis zur Gesamtwirtschaft des Reiches zu setzen*). Wir können dabei allerdings nicht den gesamten Wohnbereich des Stammes der Schlesier zugrundelegen, sondern müssen uns auf das kleinere Gebiet der heutigen Provinzen Nieder- und Oberschlesien beschränken. Diese umfassen mit einer Fläche von 36 314 Quadratkilometern etwa 7,7 Prozent der Gebietsgröße und mit 4,7 Millionen Einwohnern (nach der Volkszählung von 1933) etwa 7,2 Prozent der Wohnbevölkerung des Deutschen Reiches. Die Bevölkerungsdichte liegt damit nur wenig unter dem Reichsdurchschnitt (129,1 zu 140), hauptsächlich verursacht durch die dünnbesiedelten Heidegebiete Niederschlesiens (das geburtenfreudige Oberschlesien schafft mit 152,6 dafür den Ausgleich).

Am Wirtschaftsaufbau Schlesiens ist allgemein bemerkenswert das glückliche und wohlhabengewogene Verhältnis, in dem die drei Hauptwirtschaftsgebiete zueinander stehen. Man stellt es deshalb mit Recht in Vergleich mit Württemberg, das bekanntlich in dieser Beziehung als deutsches Musterland bezeichnet werden kann. Nach der Berufszählung von 1925 (die Zahlen von 1933 sind wegen der damals noch anhaltenden Krise weniger geeignet) entfielen von je 100 Erwerbstätigen:

*) Die nachfolgenden Zahlenangaben sind entnommen: Dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, dem Statistischen Sonderheft Nr. 9 der Provinzialverwaltung Niederschlesien, sowie den einschlägigen Abhandlungen aus Thalheim und Ziegfeld: Der deutsche Osten und aus: Schlesiens — Bodenschätze und Industrie, herausgegeben vom Amt für Technik, Gau Schlesiens.

Gebiet	Land- und forstwirtschaft	Industrie und Handwerk	Handel und Verkehr
Niederschlesien	36	37,5	14,6
Oberschlesien	43	34,7	11,9
Württemberg	41,7	39,1	10,5
Deutsches Reich	30,5	41,4	16,5

Im Jahre 1933 wird, wie überall im Reich, eine Verschiebung im Verhältnis der landwirtschaftlichen Bevölkerung zugunsten der industriellen sichtbar. Für Gesamtschlesien ergeben sich in derselben Reihenfolge folgende Anteile: 25,1 v. H., 36,1 v. H. und 14,5 v. H. gegenüber einem Reichsdurchschnitt von 21 v. H., 38,8 v. H. und 16,9 v. H.

Schlesiens Boden und Klima lassen so ziemlich alle Feld- und Gartenfrüchte gedeihen, die in Deutschland überhaupt gebaut werden, sogar, wenn auch in geringem Umfange, Wein und Tabak. Wirtschaftsgeschichtlich sind zwei Tatsachen bedeutsam: Schlesien ist die Wiege der deutschen Rübenzuckerindustrie (1801 erstand in Kunern die erste Zuckerfabrik Deutschlands) und der Schaumweinerzeugung (1824 Gründung der ältesten deutschen Sektkellerei in Grünberg). Schlesiens Waldungen bedecken (1934) 8,1 v. H. der Forstfläche des Reiches. Sie liefern, außer Brennmaterial, Nutz-, Schleif- und Grubenholz, das in einer bedeutenden Möbel- und Papierindustrie sowie im Bergbau Verwendung findet.

Wir können von Schlesiens Industrie nicht sprechen, ohne vorher nicht die bittere Feststellung zu machen, welche unheilbaren Wunden ihr das Genfer Diktat von 1921 geschlagen hat. Trotzdem sich die oberschlesische Bevölkerung damals mit nahezu Zweidrittelmehrheit klar für Deutschland entschieden hatte, wurde die kunstvolle und hochentwickelte Einheit des oberschlesischen Industriegebietes, die auf dem europäischen Festlande nur im Ruhrgebiet ein vergleichbares Gegenstück hatte, in unsinniger Weise zerstört und zerrissen! Außer dem Verlust von fast einer Million Menschen fielen an Polen: von 67 Kohlengruben 53 mit Siebenachtel des geschätzten Kohlenvorrats (gleich 145 Milliarden Tonnen), von 16 Zink- und Bleierzgruben 10 mit fast achtzig Prozent dieser Erzvorkommen und sämtliche sieben Eisenerzgruben. Es wurden polnisch von 37 Hochöfen 22, von 25 Stahl- und Eisgießereien 15, von 14 Walzwerken neun und sämtliche Zinkhütten. Diese Zahlen werden eine ewige Anklage sein. Sie sollten jedem Deutschen unvergessen bleiben.

Trotz alledem gehört Schlesien auch heute noch zu einem der gewerbereichsten Teile des Reiches, der an der Erzeugung fast aller industriellen Produkte beteiligt ist. Während sich in Oberschlesien die Industrie auf kleinem Raum in der Südostecke zusammendrängt und große Werke vorherrschen, verteilt sie sich in Niederschlesien gleichmäßiger über das ganze Land und besteht vorwiegend aus Mittel- und Kleinbetrieben.

In der Steinkohlenförderung steht Schlesien trotz der großen Verluste immer noch an zweiter Stelle im Reich. Oberschlesien liefert heute etwa 14 Prozent der deutschen Kohlenmengen (gegen 23 Prozent im Jahre 1913) und zwar beste flamm- und Gasflamkohle mit bis zu 8000 Wärmeeinheiten. Seinen

geschichtlichen technischen Hochstand (1788 wurde in Tarnowitz die erste Dampfwasserhaltung auf dem Kontinent in Betrieb genommen) hat es ebenfalls behauptet. Dank seiner günstigen Lagerungs- und Gewinnungsverhältnisse hält Deutschoberschlesien mit einem Förderanteil von 1759 Kilogramm je Kopf und Schicht der Gesamtbelegschaft im Jahre 1934 den deutschen Rekord (das Ruhrgebiet erreicht nur 1675 Kilogramm, Ostoberschlesien allerdings sogar 1943 Kilogramm). Der niederschlesische Steinkohlenbergbau in den Kreisen Waldenburg und Neurode, der bis ins Mittelalter zurückreicht, war 1934 mit 4 Prozent an der deutschen Steinkohlenförderung beteiligt (das sind aber nur 80 Prozent seiner Förderung im Jahre 1913). Die niederschlesische Steinkohle eignet sich vorzüglich zur Verkokung, und von hier aus ist die Entwicklung der gesamten Kokereiindustrie entscheidend beeinflusst worden. Der von dem Kokereinspektor der Schlesienschen Kohlen- und Kokswerke Gustav Hoffmann erdachte Regenerativ-Koksofen, auf dem die heutige Destillationskokerei beruht, hat von Gottesberg seinen Siegeszug in die Welt angetreten. Im Jahre 1934 betrug der Anteil Schlesiens an der Grubenkoks-erzeugung Deutschlands fast 8 Prozent, woran Ober- und Niederschlesien beinahe zu gleichen Teilen beteiligt waren, und an den Nebenprodukten der Kokerei (Teer und Teerverdickungen, Benzole, Ammoniakverbindungen) mengenmäßig 10,25 Prozent. — Niederschlesien hat auch an der deutschen Braunkohlenförderung erheblichen Anteil, nämlich etwa 7 v. H. Mittelpunkte der schlesischen Braunkohlenindustrie sind Weißwasser, Görlitz, Hoyerswerda und Grünberg.

Infolge der Grenzzerreißungsschäden und Erschöpfung der Eisenerzlager ist Schlesiens Bedeutung für die Eisen- und Stahlgewinnung stark zurückgegangen. In Deutschoberschlesien, wo auf der Staatlichen Hütte in Gleiwitz 1796 der erste Kokshochofen des Festlandes angeblasen worden war, ist die Eisenerzförderung heute so gut wie erloschen. Oberschlesiens Anteil an der deutschen Roheisenerzeugung betrug 1934 1,5 v. H. und an der Rohstahlgewinnung 2,75 v. H. Er ist wieder im Steigen begriffen. (Zahlen für 1913 5,2 bzw. 7,4 v. H.)

Seit es dem Pleßischen Hüttenfaktor Ruberg um das Jahr 1800 gelungen war, aus zinkhaltigem Ofenblech und wenig später auch aus Galmei Zink zu verhütten — in Wessola wurde der erste Zinkhochofen Deutschlands angeblasen — erlangte Oberschlesien eine weltmarktbeherrschende Stellung auf dem Zinkmarkt. Wenn davon auch viel verloren gegangen ist, so liefert Ostoberschlesien heute doch wieder etwa zwei Drittel der deutschen Bergwerkszinkgewinnung. Ähnlich verhält es sich mit der Bleierzeugung. Auch hier sind über 70 Prozent der Erze an Polen gefallen, der Deutschland verbliebene Rest macht aber immerhin noch etwa ein Viertel der deutschen Bergwerksbleigewinnung aus, deren

Thermalquellen (44° C)
Moorbäder

Bad Warmbrunn
im Riesengebirge

heilt
Rheuma, Gicht, Ischias
Frauenleiden, Altersstörungen
Neues Badehotel Quellenhof
ganzjährig geöffnet!

wichtigstes Nebenprodukt Silber ist. Leider muß die Blei-Zink-Verhüttung infolge Verlustes sämtlicher Hütten teilweise in Polen und teilweise in der zum Ersatz in Magdeburg von Giesches Erben 1934 errichteten Zinkhütte erfolgen. Bei Reichenstein in Schlesiens liegt das einzige deutsche Arsenzbergwerk und die größte deutsche Arsenhütte. Sie gewinnt mit jährlich etwa 50 bis 60 Kilogramm Gold als Nebenprodukt ungefähr ein Drittel der gesamten aus deutschen Erzen erzeugten Goldmenge. Schlesiens besitzt ferner die einzigen Magnesitvorkommen Deutschlands (bei Frankenstein und Jobten). Sie liefern etwa 10 v. H. des deutschen Magnesitverbrauchs. Erwähnenswert sind ferner der Gottesberger Schwertspatbergbau und der Magneteisenerzbergbau bei Schmiedeberg, sowie die einzige deutsche Nickelhütte bei Frankenstein und kleine Kupfervorkommen. In der Lausitzer Heide ist an der schlesisch-brandenburgischen Grenze das größte Aluminiumwerk Deutschlands entstanden, das Lautawerk bei Hofena.

Im Besitz an „Steinen und Erden“ gehört Schlesiens zu den reichsten deutschen Gauen. Der schlesische Granit zählt zu den besten Deutschlands. Er eignet sich nicht nur als Straßenbaustoff, sondern in gleichem Maße auch als Werkstein für Bauten und Denkmäler. Bei Strehlen befindet sich der größte Granitsteinbruch des Festlandes und der einzige hochwertige Quarzschieferbruch der Welt. Für den Wege- und Gleisoberbau spielt die schlesische Basalt- und Melaphyrindustrie eine bedeutende Rolle. Schlesischer Sandstein hat bei vielen Großbauten des In- und Auslandes Verwendung gefunden. Edlen Marmor liefert Groß Kunzendorf bei Neisse, wo eines der größten Natursteinwerke Deutschlands im Betriebe ist. Schlesische Marmorbrüche sind mit etwa einem Viertel an der gesamtdeutschen Förderung beteiligt. Die Muschelkalkvorkommen im oberen Odergebiet zwischen Krappitz und Oppeln bilden die Grundlage einer umfangreichen Kalk- und Zementindustrie, die zusammen mit einigen niederschlesischen Werken etwa 15 Prozent des deutschen Zementes bester Qualität und über 10 v. H. der deutschen Kalkherstellung liefern. Bedeutende Gipswerke befinden sich in den Kreisen Leobschütz, Löwenberg und Lauban. An edlen keramischen Rohstoffen besitzt Schlesiens Kaolin, Ton, Feldspat, Quarzit, Quarzitschiefer und Glasand.

Unter den weiterverarbeitenden Industrien Schlesiens sind trotz der Zerreißung Oberschlesiens immer noch zahlreiche große Gießereien und Walzwerke sowie Eisen-, Blech- und Metallwarenfabriken zu finden. Die oberschlesische Industrie stellt so gut wie alle Eisenerzeugnisse her. Besondere Erwähnung verdient die berühmte Gleiwitzer Kunstgießerei, für die Künstler wie Schinkel, Rauch und Schadow sowie die oberschlesischen Bildhauer Riß und Kalide gearbeitet haben. Schlesiens vielseitige Maschinenindustrie hat mit Wumag-Görlitz und Linke-Hofmann-Breslau Werke von Weltruf.

Eine der ältesten und umfangreichsten Wirtschaftszweige des schlesischen Landes ist die Textilindustrie. Der heimische Flachsbau hat ein überaus leistungsfähiges Leinengewerbe hervorgerufen, deren Hauptstandorte in den Kreisen Landeshut, Hirschberg, Löwenberg und Lauban liegen. Neusalz besitzt die größte Spinnerei und Zwirnerei Deutschlands und Neustadt OS. eine welt-

berühmte Leinenfabrik. Schlesiens Baumwollindustrie kann man als führend in Deutschland bezeichnen. Die „Weberdörfer“ Langenbielau, Reichenbach, Gnadenfrei und Peterswaldau sind nicht erst durch Gerhart Hauptmanns „Weber“ dafür ein Begriff geworden. Von Petersdorf im Riesengebirge hat die fabrikmäßige Herstellung von Zellwolle in Deutschland ihren Ausgang genommen (1916) und heute befindet sich in Hirschberg eine der fünf großen Zellwollfabriken des Reiches.

In der Papier-, Pappen-, Zellstoff- und Holzstofferzeugung behauptet Schlesien in der deutschen Produktion den zweiten Platz mit einem Anteil von mehr als 10 v. H. Weltbekannt sind die Kristallgläser der Josephinenhütte in Schreiberhau, die Flachglasprodukte aus Waldenburg-Altwasser und die Erzeugnisse der ältesten deutschen Farbglasfabrik in Wiesau, ebenso wie die Bunzlauer Töpferwaren, die Deutsch Lissaer Mosaik- und die Siegersdorfer Wandplatten. Die schlesische Porzellanindustrie steht im Reiche an dritter Stelle.

Aus Raumgründen können andere bedeutende Industriezweige (Holz- und Lederwaren, Brauerei- und Brennereigewerbe, optische und elektrotechnische Industrie, Kunstseidenerzeugung, Konservenverarbeitung usw.) auch nicht einmal andeutungsweise gestreift werden. Welche Bedeutung beispielsweise auch der schlesischen chemischen Industrie zukommt, dafür sprechen die großen Erfinder, die aus ihr hervorgegangen sind: Löwig (Verarbeitung von Bauxit auf reine Tonerde), Plattner (Chlorierungsverfahren zur Aufbereitung von Erzen), Haber (Nobelpreisträger für das Verfahren zur Gewinnung von Stickstoff aus der Luft), Fritz Hoffmann (synthetischer Kautschuk aus Kohle und Kalk) und Bergius (flüssige Treibstoffe aus Kohle). Die bahnbrechende Forscherarbeit der beiden letzteren bildet eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die erfolgreiche Durchführung des zweiten Dierjahresplanes. Auch in der Reihe der großen deutschen Unternehmergestalten stehen Schlesier von überragender Bedeutung: Godulla, der oberschlesische Zinkkönig, Fürst Hensel von Donnersmarch, einer der größten und vielseitigsten Industrieführer Deutschlands (Kohle, Eisen, Zink, Superphosphat und Kunstseide), August Borsig, der Gründer der weltbekannten Lokomotiv- und Maschinenfabrik in Borsigwalde und der Borsigwerke in Oberschlesien, Gottfried Dierig, dessen Werk heute führend im deutschen Baumwollkonzern ist und Graf v. Arco, der große Physiker und Mitbegründer und Leiter der Telefunkengesellschaft.



Deutscher Hausrat

fördert in ständiger Ausstellung **Schlesisches Handwerk**
Schlesisches Brautum
Breslau, Obblauer Straße 47, Ecke Neue Gasse

Besuchen Sie das behagliche
Christian Hansen

Schweidnitzer Str. 16/18 • Tel. 582 51 **Restaurant**

Ersinkl. Küche, beste Flaschen- u. Schoppenweine
Biere v. Fafz • Schöne Festsäle u. Hochzeitsräume

Privatschule

für Kurzschrift und Maschineschreiben

Ella Sildebrandt

Mitglied des **Alte Taschenstr. 10/11. Tel. 213 05**
Prüf.-Ausfch. d. Industrie- u. Handelsammer Breslau

Die landwirtschaftliche und industrielle Überschußleistung Schlesiens kommt auch im Handelsverkehr deutlich zum Ausdruck. Der Güteroversand überwiegt den Gütereingang. Breslau hat trotz aller aus der Grenzziehung und der Errichtung von Zollmauern rings herum sich ergebenden Schwierigkeiten seine Stellung als einer der bedeutendsten Handelsplätze des Reiches behauptet. Cosel gehört mit 2½ Mill. Tonnen Güterumschlag im Jahre 1935 zu den größeren deutschen Binnenhäfen und wird nach Fertigstellung des Adolf-Hitler-Kanals einen der vordersten Plätze belegen.

Trotz alledem wäre es verfehlt, aus dem vorstehenden wirtschaftlichen Überblick auf eine günstige Gegenwartslage der schlesischen Wirtschaft zu schließen. Es ist vielmehr so, daß Schlesien, das unter Kriegsausgang und Krise besonders schwer zu leiden hatte, bisher mit der allgemeinen Aufwärtsentwicklung im deutschen Wirtschaftsleben nicht Schritt halten konnte. Deshalb geben die angeführten Vergleichszahlen als Krisenwerte auch kein ganz richtiges Bild von der tatsächlichen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes. Schlesien hat (neben Sachsen und Berlin) immer noch die höchsten Arbeitslosenziffern und ist von sämtlichen 13 Landesarbeitsbezirken das einzige Zuschußgebiet. Dabei hat es, was bevölkerungspolitisch durchaus kein Vorteil ist, in den letzten beiden Jahren bereits 30 000 Facharbeiter nach anderen Bezirken abgegeben. Die wirtschaftliche Notlage Schlesiens ist eine gesamtdeutsche Angelegenheit und muß als solche immer stärker in den Vordergrund gerückt werden. Dafür nur kurz folgender Hinweis: Schlesien hat 1200 Kilometer Grenze mit dem Ausland und nur 200 Kilometer mit dem Reich, es hat durch den Verlust Oberschlesiens und der Provinzen Posen und Westpreußen seine wichtigsten deutschen Absatzgebiete eingebüßt und ist durch fast unübersteigbare Zollmauern der ost- und südosteuropäischen Staaten an der Ausnutzung seiner sonst dafür günstigen geographischen Lage gehindert und es ist infolge der Verkehrsferne auch auf dem deutschen Binnenmarkt nicht hinreichend wettbewerbsfähig. Die Wirtschaftsnot, in der sich Schlesien befindet, ist von ihm unverschuldet und eine der unseligen Folgen des Versailler Diktates. Infolge dieser ursächlichen Verbindung mit gesamtdeutschem Schicksal kann sie auch nicht von Schlesiens Schultern allein getragen werden, sondern es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, daß das ganze übrige Reich ihm bei der Überwindung helfend zur Seite steht. Auch die natürliche Brückenstellung Schlesiens als Verkehrsmittler zum ost- und südosteuropäischen Raume müßte wieder stärker zum Tragen gebracht werden. Ansätze dazu bietet die alljährliche große Breslauer Messe und die Verfolgung des Planes eines Oder-Donau-Kanals, dessen Verwirklichung für die wirtschaftliche Annäherung der Donauländer von ungeahnter Bedeutung werden könnte. Damit greift die Aufgabe der wirtschaftlichen Aktivierung Schlesiens ins Politische hinüber und wird zukunftsweisend für Volk und Reich. Die im gesicherten Binnenraum wohnenden deutschen Brüder können versichert sein, daß sich in Schlesien selbst alle Kräfte regen und daß der schwerringende Schlesier an seinen langen, gefährdeten Grenzen die Wacht hält als einer der treuesten Söhne der deutschen Heimat.

Schlesien im Juli

Den ganzen Monat herrschte in Schlesien eine Stille. Das war nicht der Ferienmonat von Bühne und Oper, auch war der Grund nicht wie sonst die Reisezeit, nein, es war die Stille vor dem großen Ereignis, das die Heimat zur Entfaltung aller kulturellen Kräfte angespornt hatte, dem Sängerbundesfest. Vor diesem Ereignis traten alle Fußierungen unseres regen Kulturlebens ins Schattenhafte zurück.

War das denn noch Breslau, die alte ehrwürdige Stadt mit ihren hohen ersten Straßenzügen? Eine Märchenstadt aus Blumen und Kränzen umgab uns. Waren das noch die ruhigen, fleißigen Breslauer? In Mauern standen die Menschen am Hauptbahnhof, verbrachten ihre freie Zeit auf den Straßen, nur um die Gäste zu grüßen, um jene zu begrüßen, die als Gäste aus aller Welt in den deutschen Osten gekommen waren. Um ihnen zu danken für ihren Besuch im kämpfenden Grenzland, um ihnen zu zeigen: „Ihr, ihr draußen in der Welt, vergeßt uns nicht im deutschen Osten, denkt daran, daß wir Schulter an Schulter mit euch ringen um das kostbarste Gut, das uns anvertraut ist, unsere deutsche Kultur“.

feierlich lohten die Flammen auf den hohen Pylonen gen Himmel. Das deutsche Lied, das jedem einzigen so innig mit dem Boden seiner Heimat verbindet, schlang sein festliches Band um die Hunderttausende, die hier versammelt waren, und über all den festen des deutschen Liedes stand jenes Ereignis, das alle mit freudigem Stolz erfüllte: „Der Führer in Breslau“. Der größte Sohn unseres Volkes sprach zu jenen, die den heimlichen Reichtum deutscher Seele in Treue bewahrt hatten, und jene zahllosen Menschen nahmen das Erlebnis mit hinaus in alle Welt: Wir haben den Führer gesehen, er hat zu uns gesprochen im Grenzland an jenem ersten großen Fest des deutschen Liedes, das in unserem neuen Deutschland stattfand.

Der Aufbauwille der Heimat hatte sich zusammengeballt auf diese Tage zu einer Leistung, die alles, was sich vorher in den

Mauern unserer Stadt abspielte, in den Schatten stellte, und der großen Kundgebung den würdigen Rahmen verliehen. Das Lied, der heimische Klang, der uns alle in tiefster Seele berührt, hatte jenes Band des Verstehens gewoben, das aus den Hunderttausenden eine Familie formte und die Weihe erhielt der Tag durch den Führer. So wird das Sängerbundesfest ein historischer Tag sein in der Geschichte der Heimat, der Tag, an dem sich zum ersten Male gezeigt hat, wessen der Aufbauwille des Dritten Reiches bei uns im Osten fähig ist. Es wirkt ungerecht, wenn man die Veranstaltungen des täglichen kulturellen Lebens in einem Atem nennt mit jener gewaltigen Kundgebung, deren Größe eben gerade in ihrer Einmaligkeit liegt. Ihr Wert ist nicht geringer, wenn sie auch zwerghaft klein wirken gegenüber jener einmaligen Kundgebung.

Angeregt durch das Sängerbundesfest fanden in feinem Rahmen in Breslau verschiedene Ausstellungen statt. Im Museum der bildenden Künste warb Schlesien bei unseren Gästen durch eine Ausstellung schlesischer Landschaften. Vom Musikleben unserer Stadt in alter Zeit zeugten zwei Ausstellungen im Kunstgewerbemuseum, wo alte Instrumente zur Schau standen, und in der Stadtbücherei, wo kostbare musikalische Werke auslagen.

Zwar hatten die schlesischen Bühnen ihre Tore geschlossen, aber dennoch ruhte auch dieser Zweig der Kunst nicht völlig in unserer Heimat. Das SA-Gruppenfest, das am Anfang des Monats stattfand, wurde beschlossen durch ein großes Wehspiel. Draußen in der Provinz nahmen die Festspiele auf der Volkoburg ihren Fortgang. Das lustige Spiel: „Wenn der Hahn kräht“ von Hinrichs ging über die Bretter.

Zwar hatte das Musikfest große Anforderungen an das musikalische Breslau gestellt, dennoch fanden eine Reihe guter Konzerte statt, so beschloß die Landesmusikschule zu

MI
KO

Sommer-Schluß wie nie zuvor!

Herren-Ausstatter **STRUNZ** Breslau 13
nur Kaiser-Wilhelm-Straße 12 · Haus Huthmacher

MI
KO

Anfang des Monats ihr Semester mit einem schönen Konzert, wo Werke klassischer Musik zum Vortrag gelangten. Die Südparkkonzerte in Breslau erlebten mit Beethoven's zweiter Symphonie ihren Höhepunkt. Ein musikalisches Ereignis eigener Art war das Kammerkonzert des schlesischen Streichquartetts auf Schloß Fürstenstein. Der

Raum, in Wiener Barock, gab der Musik den passenden Rahmen. Nach eines Ereignisses sei hier gedacht: Anfang des Monats wurde der Sender Görlitz in Dienst gestellt, eine Tat, die weit in die Zukunft weist und die dem Volkstumskampf im Grenzland zum Segen gereichen wird. R.

Funk in Schlesien

Der Rundfunk geht aufs Land

Praktische Grenzlandarbeit in Schlesien

Derjenige, der da meint, die Arbeit des Rundfunks spiele sich in der Hauptsache im Funkhaus in den vier Wänden der einzelnen Senderäume ab, der irrt sich gewaltig. Gewiß muß schon aus technischen Notwendigkeiten heraus ein großer Teil der Rundfunksendungen in den dafür geschaffenen Räumen stattfinden, aber die Zahl der Sendungen, die draußen auf dem Lande und in den kleinen Städten der Provinz aufgenommen oder direkt von dort übertragen werden, ist größer, als mancher glaubt.

Schon der Zeitfunk ist ohne die Übertragungswagen, die ihn unabhängig machen von den Aufnahmegegeräten im Sendehaus, undenkbar. Aber auch all die vielen Sendungen der anderen Abteilungen, die in schlesischen Städten und Dörfern stattfinden, sind ein Beweis dafür, daß der Rundfunk im Dritten Reich heraus aus der Enge der Funkhäuser aufs Land geht, um im Volke und mit dem Volke die Sendungen zu gestalten.

Der Reichssender Breslau steht, was die Zahl seiner öffentlichen Veranstaltungen und Übertragungen angeht, mit an der Spitze der deutschen Reichssender. Und das hat seinen guten Grund: Jahrzehnte hindurch war gerade Schlesien der Tummelplatz jüdisch-marxistischer Literatencliquen, die bewußt Volkslied und Volkstum in den Schmutz zogen. Wenn man damals zu-

fällig durch eines der schlesischen Dörfer kam und es erlebte, daß halbwüchsige Kinder Niggerongs sangen, die sie das „Kulturinstrument“ Rundfunk unter der Fera Bredows und Genossen gelehrt hatte, dann konnte einen das Grauen erfassen vor den Auswirkungen dieser Volksfeuche. So bot sich dem Nationalsozialismus, als er im Frühjahr 1933 erstmalig daran ging, den Rundfunk von den Verfallerscheinungen des marxistischen Systems zu säubern, ein überaus reiches Betätigungsfeld. Bereits im Mai 1933 führte der Reichssender Breslau erstmalig in Breslau ein „Offenes Singen“ durch, an dem sich jeder Volksgenosse beteiligen konnte. Hier wurden die alten Volkslieder gesungen, an denen gerade Schlesien so reich ist. Heute führt der Sender Gleiwitz diese Veranstaltungen — es sind inzwischen an die 100 Sendungen geworden — durch. Wenn man sich einmal auf der beiliegenden Skizze die Orte ansieht, in denen die größten dieser Sendungen stattfanden, dann wird man feststellen, daß es in der Hauptsache Orte an der Grenze sind, in denen diese Veranstaltungen, sei es nun „Offenes Singen“ oder „Lied an der Grenze“, durchgeführt werden. Das hat seine natürliche Erklärung darin, daß gerade in diesen Grenzorten das deutsche Volkstum und Volksliedgut am bewußtesten erhalten ist und daß gerade von hier immer wieder der Wunsch laut wird, eine solche Sendung im Heimatdorfe durchzuführen.

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenfrei aus

 **Reisedienst, Breslau 5**
Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51

RADIUM BAD
Landeck
SCHLESISCHEN
Rheuma • Gicht • Nerven • Frauen

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Damen-Lederjackett und -Mäntel noch
schöner in Farben u. vorbildl. Ausführung
Beste Verarbeitung und Paßform. Über allem: Qualität

Herren-Mäntel f. d. Übergang, Gabardine-
u. Valmelmäntel, Sport- u. Straßenzüge

Bei der kulturellen Verpflichtung des deutschen Rundfunks konnte der Reichsfender Breslau selbstverständlich nicht auf die Zusammenarbeit mit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ verzichten. Seit dem 18. Oktober 1933 führt Schlesiens Sender gemeinsam mit „Kraft durch Freude“ „Fahrten ins Land“ durch, bei denen mit Vorliebe die kleinen Provinzstädte aufgesucht werden. „Kraft durch Freude“ übernimmt die technische Vorbereitung der Veranstaltung, der Reichsfender bringt bekannte Künstler von Bühne, Kabarett und Film auf diesen „Fahrten ins Land“ mit, die den Volksgenossen dann Stunden echten Frohsinns und ausgelassener Gemütlichkeit bieten.

Bis zum 1. August 1937 fanden insgesamt 40 „Fahrten ins Land“ statt, bei denen kleine und kleinste Städte, wie Namslau, Guhrau, Landeshut, Neumittelwalde und wie sie alle heißen, besucht wurden. In einer Werbewoche für das Bäderland Schlesiens im Juni wurden die bekanntesten schlesischen Bäder besucht und von dort an jedem Abend eine große öffentliche Sendung veranstaltet, die noch lange das Gemein-

schaftsereignis der dortigen Umgebung war. Durch kaum eine andere Veranstaltungsserie tritt das Wesen des deutschen Volkstums sinnfälliger in Erscheinung, als durch diese „Fahrten ins Land“. Hier entstehen Bande zwischen Rundfunk und Hörerschaft, die Jahre überdauern und durch die das Gemeinschaftsbewußtsein aller Volksgenossen gestärkt und gefestigt wird.

Ähnlich wie bei diesen „Fahrten ins Land“ kommen auch bei den „Blauen Montagen“, die am 2. August auf der Rundfunkausstellung in Berlin ihr 100. Jubiläum feiern konnten — allein in Breslau wurden 26 öffentliche „Blaue Montage“ durchgeführt, und dies innerhalb von zwei Jahren — bekannte Künstler aus dem Reich nach Schlesien. Bei diesen Abenden herrscht eine Fröhlichkeit und eine Gemütlichkeit, wie man sie sonst selten kennt.

„Freude und Gemeinschaft“, das ist der Leitspruch für die Arbeit des Deutschen Rundfunks. Der Reichsfender Breslau hat durch seine Sendereihen das Seine dazu beigetragen, daß diese Idee in Schlesien verwirklicht wird.
Helmuth Wagner.

Der Rundfunk geht aufs Land!

Eine Kartenskizze zu den öffentlichen
Veranstaltungen des Reichsenders Breslau



- 4 Fahrten ins Land
- P Blaue Montage
- F Bergarbeiter musizieren
- * Lied an der Grenze
- Y Offenes Singen
- M Zeitfunk

Filmspiegel

fragt einen Franzosen, was er für die beiden wesentlichsten Merkmale Frankreichs hält, und er wird Euch, mit einem nassen und einem heiteren Fluge antworten: „Paris — und die demokratische Freiheit!“. Denn in keinem Staate Europas ist die Idee des Parlamentarismus so eng mit dem täglichen Leben verknüpft wie in diesem Geburtslande der Demokratie, und nirgends treibt sie solche weitverzweigte — und solche groteske — Blüten.

Uns könnte das kalt lassen, wenn es nicht wohlmeinende Nachbarn gäbe, die uns diese Form des Selbstbestimmungsrechtes der Dummen aufzwingen möchten und die merklich verchnupft sind, wenn wir auf unsere Fassung selig werden wollen. Wir haben ja auch so unsere Erfahrungen mit dem Parlamentarismus, denn es ist noch gar nicht so lange her, daß man auch bei uns diese französische Mode mitmachte. Heute lachen wir darüber. Gibt es also ein dankbareres Thema für einen Lustspiel-film als eine Komödie des Parlamentarismus?

Da hat nun die Ufa einen Film rund um den Parlamentarismus gedreht mit dem vielversprechenden Titel „Mein Sohn, der Herr Minister“.

Und daß der Stoff von einem Franzosen, André Birabeau, stammt, der ihn zu einem Theaterstück gestaltete, macht die Sache für uns noch amüsanter, denn ein Franzose wird den französischen Parlamentarismus wohl am besten kennen. Trotzdem hat es einige Pariser Zeitungen gegeben, die mit merklicher Mißstimmung die Heiterkeits-

erfolge verzeichneten, die dieser Film in Deutschland (seit Ende Juli läuft er auch in Breslau) erzielte.

Aber urteilt selbst, ob dies nicht in einem parlamentarischen System möglich ist: Da lebt in Paris ein vielversprechender junger Mann, der ein gesichertes Leben führen würde, wenn er sich nicht dem Parlamentarismus verschrieben hätte. So aber will es das Schicksal — und seine herrschsüchtige Frau Mama hat nicht wenig dazu getan —, daß er über Nacht Kultusminister wird. Er geht auch an diese neue Aufgabe herzlich heran, wirft mit Schlagworten herum, daß jeder eingeleichtete Parlamentarier seine wahre Freude daran hat, und würde noch viele Jahre hindurch mit Hilfe seiner Mama regieren, wenn nicht die allzu enge Bekanntschaft mit einer Tänzerin sich allmählich zu einem Skandal entwickeln würde. Aber er beherrscht die parlamentarischen Methoden doch nicht ganz: Anstatt die Dinge laufen zu lassen und den Dickfälligen zu markieren, will er dem Gerede ein radikales Ende machen — und empfängt von seinem Amtsdienner, der einen noch größeren Skandal kommen sieht, eine herz-hafte Ohrfeige. O Ironie des Schicksals: Der Amtsdienner entpuppt sich als sein Vater, über den er bisher von seiner Mutter nur unvollkommen unterrichtet wurde. Und nun kommt doch der Skandal, beide müssen gehen, aber der Vater triumphiert: Seine Partei macht ihn nun zum Minister. Und wenn es auch nur ein kurzes Gastspiel gewesen ist, das der Amtsdienner als Minister gibt, so ist es doch schön (und pensionsverpflichtend) gewesen!

Schlesische Landesmusikschule in Breslau

Direktor: Professor Heinrich Voell

Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst · Opernschule · Orchesterschule

Lehrkräfte u. a.: M. Siems, Cl. Frühling, Th. Werhard (Gesang); Dr. v. Poznaniak, M. Kartscher, A. Zur (Klavier); F. Buchal, E. A. Voelkel (Komposition und Theorie); M. Hennig (Violine); F. Frau (Musikgeschichte)

Aufnahmeprüfungen vom 30. August bis 4. September 1937

Anmeldungen in der Schlesischen Landesmusikschule zu Breslau, Taschenstr. 262/3. Fernruf 22601 (3054 u. 3055)

Kaatz'sches Konservatorium der Musik und Seminar

mit Vorschule für alle Instrumente
Breslau 1, Ring 8, neben dem Hochhaus

Das Sängerbundesfest in Breslau brachte außerdem noch eine Reihe von anderen beachtlichen Premieren. Wir haben vor einigen Monaten bereits den „Etappenhasen“ gesehen, jetzt kommt auch der Film zu uns, der dieses derbe und lustige Spiel um einen falschen Hasen einmal von der filmischen Seite her aufrollt und ihm neue Lichter und Wirkungen gibt. Denn diese Geschichte von dem Dachhasen ist so voll von Überraschungen und lustigen Episoden, daß man sich die Handlung gern noch einmal ansieht, auch wenn man sie schon von der Bühne her kennt.

Und nicht weniger wirkungsvoll ist der Film „Wenn Frauen Schweigen“, der im Beisein von Hilde von Stolz und Johannes Heesters, den beiden Hauptdarstellern, zum ersten Male für Schlesien in Breslau anlief. Die Verwicklungen und Verwirrungen, die daraus entstehen, wenn Frauen uns etwas verschweigen, sind so entzückend und beinahe glaubhaft dargestellt, daß man aus diesem Film vielleicht noch gar etwas lernen kann. Und in solchen Fällen lernen wir Männer ja stets gern.

Helmuth Wagner.

Volk und Buch

Der Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, hat jetzt eine Sammlung kleiner Büchlein herausgebracht, die den Bedürfnissen unserer Zeit nach Erkenntnis der Geschichte in weitestgehendem Maße Rechnung trägt. Wir sind heute gewöhnt, Geschichte in anderer Art zu betrachten, wie es früher der Fall gewesen ist. Wir sehen nicht mehr ein loses Gerippe von Zahlen und bestimmen nicht mehr den Schönheitsfuss einer Zeit nach den mathematischen Formeln von Bauten. Das Wesentliche, was wir zu ergründen suchen, ist die Art des Lebens, wie sie in unserem Volke zu dieser oder jener Zeit geherrscht hat. Diesem Bedürfnis kommt die kleine Teubnersche Sammlung „Deutsches Ahnenerbe“ in weitestem Maße entgegen.

Es erschienen:

Hermann Eicke: „Yngvild und Thorgunna“.
Kart. —,60 RM.

Das Büchlein versetzt uns in die altisländische Welt, die uns Deutschen durch das

gleiche Blut vertraut ist. Der Verfasser ist ein guter Kenner des Landes und der altisländischen Kultur. Zwar ist das Buch eine freie Dichtung, es könnte aber ohne weiteres eine echte Saga sein, zumal Stil und Stoff sich an die strenge Form altisländischer Sagas anlehnen. Die Geschichte führt durch ihre Vielseitigkeit und durch das breite Feld, auf dem sich der Roman dieser beiden Frauengestalten abspielt, in die Welt germanischer Frühzeit ein.

Hermann Eicke: „König Geiserich“.
Kart. —,50 RM.

Die Handlung spielt in der Zeit der Völkerwanderung. Im Vordergrund steht die Gestalt des Dandalenkönigs Geiserich, des Mannes, der sein Volk zu Seefahrern erzog, der es durch die Fähigkeiten der Wanderschaft führte von Spanien bis nach Karthago, der das große Dandalenreich gründete, und der es mit seiner Persönlichkeit vermochte, dem Verfall seines Volkes

Flügel - Pianos

Alleinvertretung der Weltmarken

Großhändler-Steinweg, Braunschweig
August Förster, Löbau

Heinrich Pischner
Breslau 2 · Neudorfstraße 33

Sing- und Spielmusik
Musikalienhandlung

Konrad Littmann

Breslau 1, Schmiedebrücke 29, Nähe der Universität

lange Einhalt zu tun, ja darüber hinaus seinen mächtigen Gegnern, den beiden Römischen Reichen, Trost zu bieten.

Wolfgang Loeff: „Bismarck“. Kartonn.
—80 RM.

Eine Darstellung der Persönlichkeit des Eisernen Kanzlers, der das Zweite Reich schuf. Der Verfasser klammert sich nicht an die bekannten Tatsachen, die allgemein geläufig sind, sondern er läßt das Schicksal des großen Kanzlers in Bildern an unseren Augen vorüberrollen und bringt so das Wesentliche, die Persönlichkeit jenes einzigartigen Mannes, zur Geltung. Der Kampf, den Bismarck gegen seine gefamte Umwelt führen muß, den Haß, der er für seine Arbeit, die nur im Dienste seines Volkes steht, erntete, das Unverständnis, das ihm überall entgegentritt, und doch wieder die große Liebe, die der gesund empfindende Teil des deutschen Volkes instinktiv seinem Volkshelden entgegenbringt, entwerfen ein packendes Bild von dem Gesamtschicksal unseres Volkes in jener Zeit.

August Winnig: „Arbeiter und Reich“, I und II. Kart. je —60 RM.

August Winnig ist als der Verfasser des Buches „Dem Proletariat zum Arbeiter-tum“ in weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt. Das Schicksal eines Arbeiters, des Gotthold Grimm, steht im Vordergrund. Die Handlung beginnt im Jahre 1885. Auf der einen Seite sind die gesellschaftlichen Vorurteile der tragenden Schicht gezeichnet, der gute Wille, und die mangelnde Erkenntnis, an der er immer wieder scheitern muß. Auf der anderen Seite erhebt die sozialdemokratische Partei zu jener Zeit ihr Haupt. Gotthold ist einer der wenigen, die zeitig das Spiel durchschauen, wie es jüdische Agitatoren, u. a. der „10-Gebote-Hoffmann“ mit der Arbeiterschaft

treiben. Gute Charaktere sind gekennzeichnet, die in dem Sumpf der Partei versinken und zum Schluß eben nichts mehr sind wie üble Parteibonzen. Andere dagegen, Gotthold und seine wenigen Getreuen, haben frühzeitig das Mißverhältnis erkannt, das zwischen der Hege der Agitatoren und den Friedensparolen, die sie auf ihre Fahne geschrieben haben, besteht. Er ringt sich als einer der ersten während der Kriegszeit zu der Idee der Ehre der Arbeit durch. Er findet sich mit denjenigen der damaligen Intelligenz, die auch ihrerseits die Hohlheit der gesellschaftlichen Vorurteile, auf denen ihre Weltanschauung aufgebaut war, eingesehen haben. So hat dies Buch zwei Seiten. Es zeigt nicht nur den Arbeiter, der seinerseits den Weg zum Volk findet, sondern ebenso den Offizier, der von seiner Warte aus den gleichen Weg beschreitet, aus dem Keim zum neuen Deutschland wird.

„Deutsche U-Boote im Weltkrieg“. Kart.
—80 RM.

Schicksale unserer U-Boot-Waffe im Weltkrieg sind in diesem Buch gezeichnet. Sie sind niedergelegt von den Offizieren und Mannschaften unserer deutschen U-Boote und zeugt an kurzen packenden Schlaglichtern von dem restlosen Einsatz dieser Waffe im Weltkrieg. Es sind nur einige von den gefährlichen Taten dieser modernsten Seewaffe niedergelegt. Aber sie genügen, um der deutschen Jugend Vorliebe einzulößen zu jener gefährlichen, wagemutigen Waffe, die nahe daran war, sogar das große englische Weltreich in die Knie zu zwingen.

Friz Stamer: „Segelflieger“. Kart.—,50 RM.
Auf knappem Raum bringt der Verfasser eine Geschichte unserer deutschen Segelfliegerei von ihren Anfängen bis heute.
Hans-Georg Kiehm.

Eugen Walter Mehne

Geigenbauer / Breslau 5

bringt Ihre Instrumente
in Ordnung!

Tauentzenplatz 11.
Telefon 243 64

**Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren**

nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12

Stofflager!

Solide Preise!